

487040

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. II / I. MÄRZ-HEFT 1921

BCU Cluj Central University Library Cluj

INHALT:

- ST. V. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
DR. R. F. KAINDL DEUTSCHE KULTURARBEIT IM
OSTEN IM LICHT NICHTDEUTSCHER ZEUGNISSE
DR. H. V. RAUBITSCHKEK VOM ZUFALL
DR. CARL FLECHTENMACHER JUN. VERJÜNGUNG,
DIE NEUESTE ERRUNGENSCHAFT
DER EXPERIMENTELLEN BIOLOGIE
ALICE HORATSCHEK DER KRIEG DER BLUMEN
LITERATUR / THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN
ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN
MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG
KUNSTBEILAGEN: ERNST HONIGBERGER: ZWEI BILDNISSE

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



Ernst Honigberger

Damenbildnis.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 11 — Erstes Märzheft — 1921

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XXI. (Fortsetzung.)

Einige Wochen später trat der Redakteur singend aus seinem Arbeitszimmer heraus. Er hielt plötzlich inne, als er Walda's erstaunte Augen traf.

— Du bist heute sehr aufgeräumt, sagte sie.

— Ich habe einen guten Tag, in der Tat.

Ihre Worte klangen fast wie ein Vorwurf:

— Du hast solche Tage ziemlich oft ... seit einiger Zeit.

Es war, wie wenn er sich entschuldigen würde, als er entgegnete:

— Das ist richtig ... Aber es hätte anders auch nicht mehr weiter gehen können.

Sie schwiegen alle beide, wobei sie sich gegenseitig prüfend in die Augen blickten.

— Ich habe mit Dir in einer ziemlich ernstesten Angelegenheit zu sprechen, sagte Walda nach einer Weile. Aber gehen wir in Dein Arbeitszimmer zurück, aus dem Du vorhin in so gehobener Stimmung herausgetreten bist. Es ist nötig, daß wir uns in aller Ruhe auseinandersetzen.

Sie setzten sich in die Lehnstühle um den kleinen Tisch. Walda machte abermals eine Pause.

— Hast Du gehört, sagte sie schließlich, daß unsere arme Alte nun doch gestorben

ist. Wir haben ihr rechtzeitig ihre Wohnung geräumt, ihre Paradowohnung, oder vielmehr ihre Totenkammer ... damit sie sich dort aufbahren lassen kann.

— Sie ist demnach der Gast in der eigenen Wohnung, der eigene tote Gast ...

— Das hast Du gut gesagt. Aber mir graut vor unserem ganzen Aufenthalt in jenem Unglückshaus ...

— Das kommt daher, weil wir nicht mit Ruhe den Gedanken ertragen können, daß wir selber nur Gäste sind auf dieser Welt, in der eigenen Welt, im eigenen Heim ... Gäste, die alle heute oder morgen ihr Bündel schnüren müssen ... Ist es das, was Du mir hast sagen wollen?

— Das, oder etwas Ähnliches ... Ich werde selber in einigen Tagen mein Bündel schnüren.

Runz zuckte am ganzen Körper zusammen.

— Ich verstehe nicht ...

— Bleib nur ruhig. Die Sache ist sehr einfach. Meine Eltern haben mich eingeladen für längere Zeit ihr Gast zu sein.

— Ah, jetzt verstehe ich ... Aber Du hast doch hoffentlich nicht zugesagt?

— Ich habe Dir in Augenblicken von Zorn und Trotz meine Pläne schon mitgeteilt. Ich sage es Dir nun noch einmal in Ruhe, als festen Entschluß.

Er erhob sich von seinem Platz.

— Ich muß jetzt in die Redaktion. Aber wir sprechen noch von all diesen Dingen, wenn Du wirklich ruhig bist, denn ich glaube, wir vibrieren beide ein wenig in diesem Augenblick.

Sie rief ihm nach.

— Vergiß nicht zu Maud hinaufzugehen und sie für heute ins Konzert zu rufen, wie wir ja ausgemacht haben, oder vielmehr wie Du es selbst hast haben wollen.

Kunz schlug zuerst die Richtung zur Redaktion ein. Er machte indessen plötzlich halt, verließ die Hauptstraße und bog bald darauf in eine enge Seitengasse, wo längs einer Gartenmauer einige Bäume über seinen Weg hinüberraagten.

Schon nach wenigen Minuten trat er bei Maud ins Zimmer ein. Erst sah er nichts als Kleiderstoffe, die Tisch und Stühle deckten. In der einen Ecke, an der Nähmaschine, umgeben von einer ganzen Welt von Stoffen, saß die Schneiderin, wie in einer Ritterburg.

Nicht weit davon, den Kopf auf die Lehne des Stuhles gestützt, blickte Maud verträumt, fast verliebt, bald auf die Schneiderin, bald auf die Stoffe.

Als sie indessen den Redakteur erblickte, sprang sie vom Stuhle auf und eilte auf ihn zu.

— Sie kommen gerade recht, Herr Redakteur.

Und sie fragte ihn um Rat, sie wollte seine Meinung hören.

— Man möchte fast glauben, daß Sie Vorbereitungen für eine Hochzeit treffen, sagte er. So bunt sieht es hier aus.

— So schlimm ist es noch nicht... Sie sehen hier künftige Herbsttoiletten; ich rüste mich zu meiner Abfahrt, das ist alles.

Er empfand ein eigentümliches Gefühl der Beklemmung, gegen das er sich nicht wehren konnte.

— Sie fahren nun also doch, Sie schnüren Ihr Bündel...

Maud fand sichtlich Gefallen an seiner Ausdrucksweise.

— Jawohl, rief sie belustigt aus, das Bündel... das Bündel... oder vielmehr mehrere, ein halbes Duzend Bündel... Und ich nehme auch den Wanderstab zur Hand... Man will es mir gar nicht glauben und mir geht es fast ebenso. Ich habe soviel von meiner Abfahrt gesprochen, solange sie unmöglich war, daß sie niemand ernst nehmen will, jetzt, wo sie unwiderruflich zur Tatsache wird.

Und Maud fuhr zu sprechen fort, mit einer Lebendigkeit und Begeisterung, die Kunz noch nie an ihr gefunden hatte. Sie stellte Fragen, sie gab der Schneiderin Anordnungen, sie hatte hundert Wünsche. Indem sie sich ereiferte, begannen ihre Wangen zu glühen. Ihre Stimme vibrierte.

— Nein, dachte Kunz, Maud ist keine kalte Natur...

— Kommen Sie für einen Augenblick in den Salon, Herr Redakteur.

Er atmete auf, weil er nun hoffen konnte, mit Maud endlich allein zu sprechen, wie damals, auf der Höhe, aber bewußter, bestimmter. Er hatte soviel zu sagen, über seine Arbeit, an deren Erfolg er nicht mehr zweifeln konnte, wie bisher. Sein Leben war ein farbloses Arbeitsmittel gewesen, viele Jahre lang... In den letzten Wochen dagegen zogen sich fast unmerklich einige bunte Fäden durch, die nunmehr ein Ganzes bildeten... Sie versprachen zahlreicher zu werden, stärker hervorzutreten, intensiver zu leuchten...

Er sah indessen wie Maud ihre Blicke auf die bunten Stoffe heftete, von denen sie sich jedenfalls innerlich nicht trennen konnte.

— Ich möchte Sie nicht aufhalten, Maud, sagte er trocken. Ubrigens muß ich ja gleich in die Redaktion.

Sie fragte in einem Tone, der aus einer Situation einen Ausweg sucht.

— Kommen Sie nicht ins Gartenkonzert heute abend, mit Ihrer Frau natürlich ... Es wird ein neuer Musikpavillon eingeweiht, wie Sie als Redakteur ja übrigens wissen müssen.

— Dieselbe Frage habe ich selber stellen wollen. Deshalb bin ich eigentlich hier und gerade im Auftrage meiner Frau ... Walda fährt übrigens in einiger Zeit nach Wien, gerade wie Sie Maud, und gerade wie Sie ist sie nicht mehr davon abzubringen.

Maud begleitete Runz bis zum Korridor.

— Ein schöner Tag, sagte sie beim Anblick der roten Blätter, die im Garten glühten.

Er betrachtete all die Farben wie etwas Neues, Eigenartiges, an das sich die Augen erst gewöhnen müssen.

— Ja, sagte er. Aber der Sommer ist vorüber mit seinen Bränden, seiner Glut ... er ist zu Ende, bevor er recht begonnen hat ... Dies alles wird mir so recht bewußt, weil ich unlängst meinen vierzigsten Geburtstag gefeiert habe.

— Dann stehen Sie ja aber im besten Sommer, Herr Redakteur, der Zeit der Brände, der Glut ...

— Finden Sie wirklich, Maud? ...

Er stieg die Stufen der Veranda in den Garten hinab.

Nach einigen Minuten des Marsches kehrte er sich instinktiv um. Da gewahrte er Maud. Sie stand noch immer in der offenen Türe. Ihr blondes Haar vermischte sich mit dem dunkeln Gold des Spätsommers. Er grüßte. Sie winkte mit der Hand.

— Das Gespräch mit Maud hätte jetzt erst beginnen können, wenn ich geblieben wäre, sagte er sich, indem er eiligst um den Bretterverschlag eines Gartens bog.

Rote, blaue, grüne und gelbe Lampions reiheten sich an einem Eisendraht wie ungeheurere Perlen längs der vier Gartenmauern aneinander an. Dem Eingang gegenüber, an der einen Wand, klebte der neue Musikpavillon. Eine allegorische Figur, ein nacktes Weib, mit zu großen Hüften, zu kleiner in grellen Farben leuchtender Büste versinnbildlichte die Göttin der Harmonie ... Darunter saßen die Musikanten, wohlbeleibte Familienväter, die bei Theateraufführungen, bei Beerdigungen und bei Konzerten in dasselbe Horn bliesen, oder vielmehr in dasselbe Blech ... Indem sie beim Blasen den ganzen Körper im Takte erschütterten, machten sie den Eindruck als hauchten sie für ihren Beruf, für ihre Kunst die ganze Seele aus.

— Ich schlage vor uns so weit als möglich von den Bläsern zu setzen, sagte Runz beim Eintritt in den Garten.

Doch Fräulein Winkler hatte schon am Vormittag einen Tisch in der Nähe des Pavillons reservieren lassen.

Der Garten füllte sich allmählich mit Gästen. Runz sah unruhig nach dem Ausgang hin.

— Wo Walda solange bleiben mag, sagte er.

— Dort kommt sie ja schon, entgegnete Maud.

— Nicht doch. Das ist Frau Senator Resch. Sie ist glücklich ihren Gatten zu präsentieren, der sonst seine Zeit ohne Familie im Wirtshaus zu verbringen pflegt.

Herr und Frau Senator betraten in der Tat den Garten. Seine Augen glitten über die Lampions, die ruhig ihr mattes, wenn auch vielfarbiges Licht verbreiteten, den Springbrunnen, der in der Mitte vom gelben Licht elektrischer Lampen erleuchtet, übermütig in die Höhe sprudelte.

Herr Senator stützte sich mit seiner

ganzen Wucht und Gewichtigkeit auf seinen Stoc. Seine Augen, die um den Garten die Kunde gemacht hatten, blieben schließlich an einer Gruppe von Porzellanfiguren haften: Gnomen von der Größe zweijähriger Kinder, die mit ihren Spaten, Äxten und ihren Zipfelmützen in mannigfachen Stellungen aus allen Winkeln lugten.

— Recht stimmungsvoll, sagte der Herr Senator zu seiner Frau. Weißt Du, woran mich das alles hier erinnert? ... An den Sommernachtsraum von Shakespeare, so wie er in diesem Winter aufgeführt worden ist ... von unseren Dilettanten ...

— Man hat nicht mehr Not in die Großstadt zu fahren, ergänzte Frau Senator. Man findet hier alles, was man sucht ...

— Schau mal hin, Friederike, rief er plötzlich so laut, daß alle Gäste ihn hören mußten. Strandstühle in allen Ecken ... Wie geschmackvoll ... Wie sinnreich ... Wie in einem Seebad ... in Ostende ... Sezen wir uns dorthin.

Sie gingen an dem Tische vorbei, an dem Fräulein Winkler sen., Maud und Runz die Ankunft Waldas erwarteten.

Da wurden die Augen des Senators, die sich aufgetan hatten, um zu bewundern, noch größer, um zu staunen, um nicht mehr zu verstehen ...

Und nach kurzem, brüstem Gruße, den Runz übrigens kaum erwiderte, fuhr der Senator in verändertem, aber immerhin noch lautem Tone fort:

— Ja, gehen wir dorthin ... Du hast vollkommen recht: man braucht nicht mehr in die Großstadt zu fahren ... Man hat es wirklich nicht mehr nötig ... um all das zu sehen, was man sehen will und was man nicht sehen will ...

— Wir müssen den Leuten sehr interessant sein, sagte Maud, als die beiden vorüber waren.

— Sie sind es uns nicht, entgegnete Runz in scheinbar gleichgiltigem Tone.

Er sah indessen wieder nach dem Ausgang des Gartens, als hielte er selber für anstößig, daß Walda noch immer nicht erschienen war.

Da trat ein junger Leutnant in tänzelndem Schritt zu dem Tische, den vorhin Herr und Frau Senator umgangen hatten. Er küßte Fräulein Winkler sen. die Hand. Sie begrüßte ihn freundlich und doch gleichzeitig etwas herablassend, wie man zu tun pflegt, wenn man sich jemanden verbinden und doch nicht zu nahe treten lassen will.

— Ah, Leutnant von Góczy ... Wie geht es Ihnen noch?

Dem Redakteur kam vor, daß der Mann nicht fest auf seinen Beinen stehe. Von Góczy entgegnete indessen mit Munterkeit:

— Danke der Nachfrage, gnädiges Fräulein, ich bin vollkommen wohlauf ... Maud streckte ihm die Hand entgegen.

— Ah, da ist er ja wieder, der Herr Pupu ... der Pupu ... Das ist nett von Ihnen, Pupu, daß Sie wieder einmal auf der Bildfläche erscheinen.

Er küßte ihr gierig die Hand, wie wenn er von ihrer ganzen Person Besitz ergreifen wolle, und begrüßte hierauf Runz mit einigen Worten, auf die der Redakteur mit eifriger Kälte entgegnete. Schließlich setzte er sich zwischen Maud und Fräulein Winkler nieder.

Auf den Wink des Leutnants brachte der Kellner, wie auf höheren Befehl, einen Eiskübel, über dessen Rand sich die silbernen Hälse zweier Champagnerflaschen neigten. Sie waren plötzlich wie selbstverständliche, unentbehrliche Dinge zur Stelle.

— Haben Sie nicht eine Zigarette, lieber Pupu? fragte Maud. Der Herr Redakteur raucht nämlich nicht, was ich offen gestanden wenig männlich finde!

— Aber selbstverständlich... selbstverständlich... Darf ich mitrauchen, meine Damen?

Hierauf begann Pupu zu blasen. Er blies durch die Nase, er blies durch den Mund... er blies mit seiner ganzen Seele... Er blies Ringe, die Bewunderung erregten. Schließlich erzählte er Geschichten über einen ihm befreundeten Messerschläcker. Noch bevor ein Satz zu Ende war, fing er stets einen neuen an. Und er spielte seine Sätze vielfach mit den Worten: „schon tott... schon tott... déjà mort...“

Er ergriff Mauds Hand und blies.

— Da haben Sie einen Ring am Finger, Fräulein Maud... so... schon tott... Es ist aber auch die höchste Zeit...

— Maud, rief Runz dazwischen, Sie wollen doch zum Theater. Und die Kunst duldet, wie Sie wissen, keine anderen Götter... Sie brauchen das Gegenteil, von dem, was Ihnen hier geboten wird.

— Ich brauche Champagnerstimmung.

— Aber solche, die mit ihrem Prikeln die Geister weckt, anstatt, wie hier, sie völlig zu ertöten...

Die Musikanten hoben nach einer Pause unter den gebieterischen Schwingungen des Taktstockes so plötzlich und so laut wieder zu blasen an, daß Runz wie beim Stoße eines Erdbebens zusammenfuhr.

Indem er nun als stiller Zuschauer alles vor und um sich beobachtete, traten bei den grellen Klängen die Gestalten noch krasser als bisher hervor.

Fräulein Winkler sen. blickte mit erschreckten Mienen vor sich hin; alle Arten von Dissonanzen spielten sich in ihrem Gesichte ab und hielten Takt... Nein, sie war nicht wie die meisten Besucher zu ihrem Vergnügen in dieses Konzert gekommen, sondern um Ruhe zu finden vor häuslichen Dissonanzen, vielleicht um diese zu betäuben.

Pupu sang zur Musik zeitweilig einige Takte mit. Dabei blickte er auf Maud. Wollte er Liebe, wollte er Bewunderung erregen?... Oder beides?... Und Maud?... Fand sie Gefallen an den goldenen Schnüren oder den zwei goldenen Sternen, die Pupu 25 Jahre umstrahlten? Machte sie sich lustig über diesen Gecken?... Jedenfalls lächelte sie, mit dem geheimnisvollen Lächeln, in das man alles hineinlegen kann, was man darin finden will: Leidenschaft, Liebe, Locken, jugendlichen Abermut, Schelmerei, einen ganzen Abgrund, oder die Leere, das Nichts... Und die anderen Gäste des Gartens — die Spießer und Spießerinnen oder die anderen Lächlerinnen vor anderen Schnüren und Sternen — sie flimmerten, sie gestikulierten und tanzten vor den Augen des Redakteurs wie die Gestalten eines Kinofilmes schlimmster Sorte.

Die Musik hörte plötzlich auf, ruckweise wie sie begonnen hatte. Die Musikanten legten ihre Instrumente weg, wie Tischler die Hobel. Bald darauf erhob sich auch Fräulein Winkler.

Runz fühlte sich krank, wie vergiftet, indem er sich einredete:

— Du bist geheilt.

Da wandte sich Maud ihm wieder zu; es war als ob sie in Gebärde und Ton das Gespräch an der Stelle fortsetzte, wo sie es nachmittag auf der Veranda plötzlich abgebrochen hatte.

— Lassen Sie Pupu mit Tante vorausgehen, Herr Redakteur; ich habe ja mit Ihnen heute abend fast gar nicht gesprochen.

Sie lachte, als der Leutnant an der Seite von Fräulein Winkler sich etwas mühselig der Gartentüre zu bewegte.

— Vielleicht verlangt er heute meine Hand von Tante zum dritten Male, sagte sie mit jener feuchten Fröhlichkeit, die ein guter Champagner zurückzulassen pflegt.

Kunz fragte, plötzlich selber wieder interessiert, belebt:

— Und wie stellen Sie sich dazu... in der Praxis Maud...

— Ganz einfach... Ich lade Sie natürlich zur Hochzeit als meinen Zeugen ein...

Doch der Redakteur rief heftig aus:

— Maud, treiben Sie keinen Spott... Was ist denn mit dem Maler, dem Maler?...

— Verstehen wir uns nicht schlecht, Herr Redakteur... Ich finde ihn drollig, sehr drollig... Pupu natürlich... und besonders wenn er sich einen leichten Rausch angetrunken hat, was ihm zu seinem Vorteil sehr oft passiert... Das ist aber auch alles, was ich an ihm finde.

— Ich dachte schon, er wäre „geistreich“... Pupu will ich sagen, immer und ewig nur der Pupu... — Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, wenn Sie mich glauben lassen: alles nur Schall und Rauch.

— Wir sprechen über all das, Herr Redakteur und besonders über Maler Franz... Es ist mir ein wirkliches Bedürfnis mich Ihnen in dieser Angelegenheit sowie noch in anderen förmlich auszusprechen... Ich wiege mich dabei in der absoluten Sicherheit, daß Sie mich mehr als irgend jemand verstehen und daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden...

Sie waren im Stadtpark angelangt. Der Mond beschien von der höchsten Stelle am Himmel aus das Panorama der Stadt; er goß sein Licht auf die Berge, die er vergoldete, hinauf bis zu den Sternen, die er verdunkelte.

Kunz lauschte allen Lauten, die gleichsam durch die Mauern der Häuser aus der Ferne zu ihm drangen. Der leichte Wind, der einige Blätter von den glühenden Bäumen fallen ließ, war Kunz so nah wie der eigene Lebenshauch.

Wie gerne wäre er dahingeschritten, längs sprudelnder Bäche, an deren Ufer die Weiden das Licht einatmeten, das goldene Licht, zu den flimmernden, sich wiegenden Halmen auf den Wiesen im Weichbild der Stadt und zu den Teichen, dessen sich kräuselnde Flächen den Mond, ihre Lichtquelle widerspiegelten. Wie gerne wäre er dahingeschritten auf Wellen von Gold, an der Seite von Mauds schlanker, elfenartiger und heute so seltsam belebter Gestalt, um beim Konzert der Grillen, dieser wahren Künstler in der Natur, all das anzuhören, was sie vertrauensvoll ihm zu sagen hatte...

Er fühlte sich wieder gesundet, in seinem innersten Wesen neu gefestigt. Er glaubte sich stark und reich genug, um selbst allein am Feste teilnehmen zu können, um seinerseits mit der eigenen Sprache dazu beizutragen, mit den Gestalten seiner Phantasie und guten Laune. Er sah sie wieder aufleben, wachsen, seine Gestalten, die totgeglaubten, inmitten dieses wahren Sommernachtstraums in der Natur.

Indem seine Blicke die neuen Bilder um sich her zu fassen, zu halten, zu einem dauernden Besitz zu sammeln suchten, sah er plötzlich Mauds Augen auf sich ruhen. Eine ganze Reihe von Verkettungen gab sich da als Spiel des Zufalls aus. Wie lange mochten sie prüfend ihn betrachtet haben, die ruhigen, etwas kalten Augen, die jetzt stumm und doch deutlicher, schrecklicher wie Schrift und Worte ihm in die Seele gruben: Du bist verstanden...

Da hörte er vor sich Pupu rufen:

— Wir gehen ja selbstverständlich ins Kaffeehaus, meine Damen...

Kunz sah jetzt erst, daß die Menschen zu einem Lokale strömten, aus dem Musik von Zigeunern drang.

Maud blieb stehen; die Klänge zogen sie an, wie den Nachtfalter das Licht, das verbrennt.

— Ja, gehen wir hinein, sagte sie.

Man hatte im Innern, wie oft nach Konzerten, sogar die Billards in Tische umgewandelt. Ein starker Rauch drängte sich durch die alkoholschwere Luft zur angeschwärzten Decke. Runz ging auf seinen Mitarbeiter Hans Walter zu, den er an einem runden Tische erblickte.

— Gibt es neue Telegramme?

Walter entgegnete trocken, im Tone des Berichterstatters:

— Große Schiffskatastrophe infolge eines Sturmes auf dem stillen Ozean... 500 Menschen ertrunken... Eine Musikkapelle hat bis zum letzten Augenblick gespielt, um die Fahrgäste zu beruhigen.

Da entfernte sich der Redakteur unter dem Vorwand — ein Vorwand wie jeder andere — daß er über die Katastrophe einen Artikel schreiben müsse.

Er hörte noch die Klänge der Zigeunerkapelle, die ihn zu verfolgen schienen und Mauds Stimme, die vom „großen Unglück“ sprach und trotzdem lockte in den Qualm, den Dunst, den Rauch, in die Enge, den Gestank zu der Musik, den Menschen. Er hörte noch das Fallen des Leutnants, des Rivalen, dem er wie einem Sieger den Platz überlassen hatte:

— Fünfhundert Passagiere, sagen Sie... schon tot... schon tot... déjà morts... Daß muß ein Spaß gewesen sein, wie die Kerls alle ins Gr—raß gebissen haben...

Als Runz an seiner Türe anlautete, wurde ihm nicht geöffnet. Unter Herzbelemmung läutete er ein zweites Mal. Da erschien Walda selber. Sie trug ein Reisefleid und war sehr geschäftig. Er sah sich beängstigt im Vorzimmer um und erblickte zwei Koffer auf der Schwelle, die zum Speisezimmer führte. Noch bevor er an Walda eine Frage stellen konnte, sagte sie einfach:

— Ich habe schon heute abreisen wollen, während Du im Konzert Dich

unterhalten hast... Jedenfalls wäre es für beide Teile besser gewesen, wenn ich uns den Abschied hätte ersparen können, der immer schmerzlich ist, der mich um zehn Jahre älter macht, Du kannst es mir glauben. Ich habe es nicht vermocht, fortzufahren, ohne Dir Adieu zu sagen. Nun tue ich es morgen ganz bestimmt.

— Dein Entschluß ist unerschütterlich?

— Unerschütterlich, entgegnete sie ruhig und bestimmt.

— Selbst auf die Gefahr hin, daß wir uns für immer trennen?

— Auf jede Gefahr hin.

— Selbst wenn ich Dich bitte zu bleiben?

Sie antwortete nicht sofort. Runz kam es vor, daß sie mit sich kämpfe.

— Selbst dann, sagte sie schließlich. Wir müssen uns trennen, um uns zu prüfen. Du mußt endlich einsehen, daß ich ernst genommen werden will... als ein Hauptfaktor... als eine Hauptperson im Roman... Deines Lebens... und daß Du mich in den letzten Jahren zu sehr als Schattenfigur angesehen hast...

Sie begann lauter zu sprechen, stärker zu betonen:

— Nun bin ich aber keine Natur, die Almosen entgegennimmt... Im Gegenteil: es schneidet mir ins Herz, wenn ich zusehen muß, wie andere darüber glücklich sind...

Sie ging mit großer Bewegung in das Nebenzimmer, um nicht all das herauszusagen, was ihr sonst noch ins Herz schnitt.

Runz ließ sich in seinem Arbeitsraum in einen Lehnstuhl niederfallen.

— Wie Walda die Wohnung sorgfältig hergerichtet hat; als ob sie lange hier verweilen wolle.

Doch welch ein Widerspruch auch in der Tatsache, daß er selber Walda einerseits halten wollte, mit ganzer Kraft und andererseits eine Trennung als notwendig

empfand, wenigstens für unbestimmte Zeit ...

Der Mond schien noch immer von der höchsten Stelle des Himmels auf die Erde herab. Runz blickte lange zu ihm hinauf.

Er litt heftig bei dem Gedanken an den Spaziergang vor wenigen Minuten durch das Gold des Mondes.

Was hatte ihm an Mauds Seite die Illusion innerer Neu belebung, Kräftigung, Glückseligkeit gegeben? ... Das Vertrauen eines Weibes ... Aber dies Vertrauen ist

tatsächlich bloß ein Almosen; man wirft ihn dem Manne hin, den man nicht lieben kann ...

Er stand in großer Erregung vom Stuhle auf. Ah, das Gestirn, das dort glänzt und blendet, es ist ein ausgebrannter Krater ... Sein Licht, das den Liebenden verheißungsvoller erscheint, als das Licht der Sonne, es ist nur geborgtes Licht, falscher Glanz, leerer Schein ... Und was ist denn echt? fragte sich Runz mit Bitterkeit ... Die Schatten in den Abgründen des Lebens! (Fortsetzung folgt.)

Das Bad der Diana

Bei Betrachtung des gleichnamigen Gemäldes von Hans von Marées

Nelly Mateescu in Freundschaft!

Der Sommer tat den tiefsten Atemzug und gibt sein schweres Lösungswort dem Wald, der schwelkend es empfängt in trunk'ner Fülle und wärmehitzend langt nach seinem Hauch. Das Glüchtige im Lenz scheint jetzt nur Trug, denn Asphodille blühen ab zu bald, verbargen leis' ihr Lachen in der Hülle des Grüns, das sich verbengt nach Knechtsbraut.

Schon nahm die Sonne Abschied von den Eichen, den Feigenbäumen, färbte sie wie Blut; und ließ dies Traumbild daan allmählich weichen ... Der Abend staunt, wie still Arkadien ruht; wie weit sich Farben auf den Flächen dehnen, um sich dem Blau der Nacht verwandt zu fühlen, an das die fernsten Hügelkränze lehnen und wie die Quellen müd Zypressen kühlen.

Die Sinne zweifeln, ob die Wirklichkeit das Göttlich-Märselhafte noch erreicht, denn nichts kennt hier ein Schicksal in der Zeit. Bewegung; Ruhe. Wahrheit ist's? Vielleicht ...

Fast unsichtbar, wie Staub im Wirbelwind, hielt an des Flusses Ufern ein das Rasen: Erschlafft. Und straffe Glieder müde sind. Die Nymphen baden. Hirsche, Pferde grasen.

Nach einem Pfiff zerschneiden nur die Hunde die schwang're Luft mit ihres Körpers Heil; die Schatten tasten dichter in der Bunde; ein Keh erbebt, am Hals ein dünnes Heil.

Gebärden sagen es, und Blicke deuten: Es ist die Göttin, die dem Bad entstieg. Als flüchtige Ruh in einem Aeten Gleiten, durch farbenfatter Kleider Feltfamkeiten ihr Leib erschimert wie zu neuem Hieg. Und eine der Okeanosstüchter lenkt geschickt ihr gutes Pferd heran und schaut, wie schon die Nacht in ihren Blicken blaut, als hätten Nymphen Fackeln wild geschwenkt. Die Hunde nähern ihre blanken Felle der Haut, auf der noch flimmernd Tropfen spielen, ins Dunkel ihre regen Augen zielen, und, gleichend einer blutgetränkten Welle, das Kleid der Magd, die trocknet ihre Glieder, die Falten legt auf braune Erde nieder.

Die matten Bäume geben Rätsel auf, der Nacht Gesicht blickt in des Flusses Lauf, in dem noch weiße Frauenarme glänzen, die sich verschlungen zu den letzten Tänzen

Die Sinne zweifeln, ob die Wirklichkeit das Göttlich-Märselhafte noch erreicht, denn nichts kennt hier ein Schicksal in der Zeit. Bewegung; Ruhe. Ist's ein Traum? Vielleicht ...

Oskar Walter Giefel.

Deutsche Kulturarbeit im Osten im Licht nichtdeutscher Zeugnisse.

Von Dr. R. F. Rindl.

Seit vielen Jahrhunderten zogen in alle Länder des Ostens Deutsche. Sie sind zum großen Teil durch die Fürsten und Großen gerufen worden und erhielten von diesen verschiedene Rechte und Freiheiten. Schon das ist ein stärker Beweis dafür, daß diese Ansiedler zu den nützlichen Bewohnern zählten. Aber wir kennen auch zahlreiche Urteile hervorragender Männer aller Ostvölker, die diese Tatsache bestätigen. Polen und Magyaren, Rumänen und Ruthenen, Bulgaren und Serben sprachen sich in diesem Sinne aus. Hier mögen nur einige rumänische Stimmen angeführt werden.

Situs Majorescu trat schon 1838 gegen die „Gallomanie“ seiner Volksgenossen auf, die ihnen nur rohen Materialismus, eine schlüpfrige Literatur, Leichtfertigkeit und Hang zum Luxus gebracht habe; er empfahl seinen Landsleuten daher die deutsche Kultur. Dieselben Ideen verfolgte später sein Sohn Titus. Professor Aurel Popovici, der Verfasser des Buches „Großösterreich“, sagt: „Ohne den Einfluß der germanischen Kultur, hätten wir fast nichts von einer Nationalkultur“. Der hervorragende Führer der Bukowinaer Rumänen, Reichstagsabgeordneter Konstantin Tomasciuch, förderte die Errichtung der deutschen Universität in Czernowiz. Sein Volksgenosse Baron Nikolaus Mustazza, einer der bedeutendsten Rumänen der Bukowina, sagte einst zu König Karl von Rumänien: „Majestät, wir (Bukowinaer Rumänen) sind deutsch erzogen.“

Die rumänische Zeitung Voința Poporului (Bukowina) schrieb am 2. September 1905: „Brüder, lebet gut mit den Deutschen. Sie sind gute Wirte, bearbeiten

den Boden gut, wissen schönes Vieh aufzuziehen und sind häufig auch Handwerker. Jeder Bauer weiß, daß die schönsten Pferde und auch das schönste Hornvieh von den Deutschen aufgezogen wird. Die Deutschen sind sehr häufig Schmiede, Krämer, Schneider, Wagner usw. Sie sind sehr arbeitsame Menschen, anständig und friedliebend. Betrachtet nur die deutschen Wirtschaften: sie haben schöne Häuser, große Scheuern und Stallungen und zeichnen sich durch eine augenfällige Reinlichkeit aus. Von den deutschen Kolonisten haben unsere Rumänen viele gute Dinge gelernt und lernen sie noch heute. Die Deutschen lieben die Schule, schicken mit Vorliebe ihre Kinder in die Schule, so daß es keinen Deutschen gibt, der nicht lesen und schreiben könnte. Das ist sehr gut, denn dadurch wird das Volk erleuchtet, und nur ein erleuchtetes Volk kann sich vor Betrügereien aller Art schützen. Wir wünschen von Herzen, daß diese Art der Deutschen tief auch in das rumänische Volk eindringe, weil dann unsere Bauernschaft nicht mehr die Beute schlauer Geschäftsleute würde.“

Neben diesen und ähnlichen Äußerungen beweisen den wohlthätigen vielfachen Einfluß der Deutschen auf die Kultur der östlichen Völker die unzähligen deutschen Ausdrücke, die sich in den verschiedenen Sprachen des Ostens eingebürgert haben. So ist, um zuerst die auf den Handel bezüglichen Worte zu besprechen, im Polnischen, Ruthenischen und Russischen das Wort handl üblich; ebenso kram, waga oder waha, funt, grosz oder hrosz, szelag oder szeleh (Schilling), wart (Warenwert), resztko oder reszta (Rest), tuzin oder tuzyn (Duzend) u. dgl.

Ebenso im Magharischen: *handl6* (Händler), *kalmár* (Krämer), *fukar* (Wucherer, Großhändler, bayr.-öfterr. „Fucker“), *tandler* (Trödler), *grajzlar* (Greisler); ferner *fond* (Pfund), *lot* (Lot, Gewicht), *fertály* (Viertel, Maß), *ostel* (Achtel, Maß), *tonna* (Tonne im Handel). Ebenso im Rumänischen: *cram* (Kramladen), *stofa* (Stoff, Tuch), *dril* (Drillisch), *somit* (Samt), *taig* (Zeug), *haring* (Hering), *ghimberiu* (mitteldeutsch *imber*, Ingwer), *mändulă* (Mandel) u. dgl. Ebenso verbreitet sind im Osten die deutschen technischen Ausdrücke des Bergwerks. Sie finden sich im Tschechischen, im Magharischen, Polnischen und Südflawischen. Überaus groß ist ferner die Zahl der deutschen Ausdrücke für Werkzeuge in der Sprache der Polen, Ruthenen, Russen, Magyaren und Rumänen. Deutsche Bezeichnungen führen ferner eine Unzahl von täglichen Gebrauchsgegenständen, die erst durch die deutschen Ansiedler bekannt und durch das deutsche Handwerk zugänglich geworden sind. So heißt noch heute z. B. der Faßbinder polnisch *bednarz*, ruthenisch und russisch *bodnar*; ferner: *ceber* (Zober), *konewka*, *konouka* (Kanne), *fazka* (Faß), *boezka* (Bottich), *kufa* (Kufe), *szpund* (Spund); und magharisch: *légaly* (Legel, Holzgefäß), *saffel* (Schaffel), *wanna* (Wanne); ebenso rumänisch: *saf* (Schaff), *botă* (Bottich). Meister heißt in den flawischen Sprachen: *majster*, *meister*, magharisch: *mester*, rumänisch: *maistru*. Der Mauerer heißt polnisch, ruthenisch und russisch: *murasz*, *muljar*, die Mauer *mur*; magharisch: *majorolni* = mauern u. dgl. Um die Menge dieser Ausdrücke zu kennzeichnen, möge nur noch bemerkt werden, daß in den meisten flawischen Sprachen die Bezeichnungen für Brauer, Maler, Hacke, Hobel, Leuchter, Draht, Stab, Scheibe, Balken, Dach, Gang, Rachel, Klinke, Tünche, Ziegel u. dgl. durchaus aus dem Deutschen über-

nommen sind. Man ersieht aus dem eben mitgeteilten, daß insbesondere Ausdrücke, die dem ordentlichen Hausbau gelten und die den Deutschen zum Teil von den Römern zukamen, von ersteren weiter an die Slawen vermittelt wurden. Ferner seien aus dem Magharischen noch genannt: *cömömany* (Zimmermann), *osiszlér* oder *tislér* (Tischler), *fusér* (Pfuscher), *likbradli* (Lichtbratel, nämlich der Braten, den der Meister seinen Gehilfen im Herbst beim Beginne der Arbeit bei Licht spendet), *slailfolni* (Schleifen), *mangolni* (mangeln, rollen), *grifli* (Griffel), *knaip* (Kneip, Schusterwerkzeug). Aus dem Rumänischen: *forman* (Fuhrmann), *fleser* (Fleischer), *slaiser* (Schleifer), *boraru* (Bierbrauer, auch verbreiteter Eigennamen), *bardă* (Barte, eine Art Beil), *duşlag* (Durchschlageisen), *şlihtfail* (Schlichtfeile), *raspă* (Raspel), *baiţang* (Beißzange) usw.

Eine besondere Gruppe bilden jene Ausdrücke, die mit dem von den Deutschen übernommenen städtischen und staatlichen Leben zusammenhängen. So im Polnischen und Ruthenischen: *burmistr* (Bürgermeister), *radca*, *rada* (Ratsherr, Rat), *wójt*, *wijt* (Bogt), *rynek*, *plac*, *pljak* (Ring, Marktplatz), *szlachthuz* (Schlachthaus), *warta* (Warte), *puszka* (Büchse, Kanone) u. dgl. Ebenso magharisch: *polgár* (Bürger), *gróf* (Graf), *faró* (Pfarrhaus), *festér* (Förster), *bakter* (Wächter), *ortály* (Urteil), *várta* (Warte), *torony* (Turm), *ispotály* (Spital). Rumänisch: *soltus* (Schulze), *pirgar* (Bürger, geschworener Bürger), *graf* (Graf).

Man ersieht daraus, daß die Deutschen überall im Osten ihr Brot nicht umsonst gegessen haben. Selbstverständlich geht das auch aus unzähligen anderen Nachrichten hervor. Ich darf hier auf meine Schriften verweisen, in denen darüber näheres zu finden ist. [Vgl. Mitteilungen der Schriftleitung dieses Heftes.]

Vom Zufall

Von Dr. H. B. Raubitschek

Die gute, aber einseitige und deshalb scharfe Beleuchtung, in der uns erst unlängst der Zufallsbegriff vom rein philosophischen Standpunkt gezeigt wurde, verführt um so mehr zu einer Besprechung auch vom Gesichtspunkt des Naturforschers, als diesen Auffassungen und Urteile zugegeschrieben werden, die sie wahrscheinlich nie gehabt, sicher aber nicht mehr haben. Die nachfolgenden Ausführungen sollen demnach keinerlei kritische oder polemische Auseinandersetzung mit dem Artikel von Dr. Siegel sein (Ostland, Jahrg. III, Nr. 8), sondern sie sollen lediglich zeigen, wie sich ein Naturforscher den Begriff des Zufalls zurechtlegen kann.

Da der Philosoph es vermieden hat, uns eine ausdrückliche Definition des Zufallsbegriffes zu geben, so muß man vor allem versuchen, sich darüber klar zu werden, was man als zufällig empfindet, bzw. bezeichnet.

Wenn in derselben Nacht, in der jemand in Europa träumt, daß Wilson gestorben sei, der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten seinen letzten Atemzug in Amerika macht, so zweifle auch ich nicht, daß die meisten, sicher nicht die klügsten Menschen dies als Zufall bezeichnen. Wenn in der Stadt X ein Herr A Kopfschmerzen hat, und zu gleicher Zeit (abgesehen von der relativitätstheoretischen Auffassung) ein Fräulein B in der Stadt Y Goethes Gedichte liest, wird dies niemand als zufällig bezeichnen, d. h., niemand wird in diesem Falle Beziehungen zwischen beiden Geschehnissen vermuten oder konstruieren. Würde aber Fräulein B in Y statt Goethes Gedichte einen poetischen Erguß des Herrn A gelesen haben, so würden die meisten Menschen dies als Zufall betrachten.

Man bezeichnet demnach eine Interferenz zweier untereinander inkohärenter Kausalreihen dann als Zufall, wenn man eine unerkannte oder unerkennbare Beziehung zwischen beiden Reihen vermutet oder konstruiert. Wir wollen diese vorwiegend zeitliche Koinzidenz der Kürze halber temporalen Zufall nennen.

Wir sind aber gewohnt, noch völlig andere Erscheinungen als zufällig zu bezeichnen; und dieser Zufall beansprucht das besondere Interesse und die höchste Aufmerksamkeit jedes experimentell arbeitenden Naturforschers. Kennen wir doch auf allen Gebieten der Naturwissenschaft eine Reihe von Erscheinungen, die nur zum Teil erforscht und bekannt sind, so daß wir die Ursachen der Erscheinungen bzw. ihre auslösenden Momente nicht kennen. Die Folge davon ist, daß wir diese Erscheinungen weder erklären, noch jederzeit reiflos hervorrufen können, da wir ihre bedingenden Ursachen nicht kennen. Einige konkrete Beispiele werden hierhergehörige Gedankengänge leichter verständlich machen, als lange theoretische Auseinandersetzungen.

Es gelingt nur selten und dann ohne daß wir den Grund hiefür angeben könnten, aus Bärlappsporen die Pflanzen zu kultivieren. Weil die bedingenden Momente für das Auskeimen der Lycopodiumsporen uns gegenwärtig noch unbekannt sind, ist man geneigt, dieses Auskeimen in seltenen Fällen so lange als Zufall zu bezeichnen, bis ein glücklicher Forscher uns alle bedingenden Momente für das Bärlappkeimen aufdeckt. Dann wird jedermann ebenso sicher Lycopodium anbauen können, wie irgend eine Getreideart, deren Auskeimen aus Samen sicherlich niemand als zufällig bezeichnen dürfte.

Daß der Al nur im Stromgebiet des Schwarzen Meeres fehlt, ist eine sehr auffällige Tatsache, kann auch ein Zufall sein, wird es aber solange bleiben, bis jemand die Ursache für dieses Fehlen aufdeckt.

Ammoniumchlorid (Salmiak) kristallisiert aus seinen Lösungen in Würfeln oder in Oktaeder; man hat es nicht in der Hand, nach Wunsch die eine oder die andere Kristallform rein zu erhalten und muß es gegenwärtig noch dem Zufall überlassen, ob man Oktaeder oder Würfel erhält.

Die Influenzabazillen galten jahrelang als unkultivierbar, und die wenigen Bakteriologen, denen in seltensten Fällen bei Verarbeitung stark blutigen Sputums die künstliche Kultur dieser Keime doch gelungen ist, bezeichneten dieses Ergebnis, erstaunt über den unerwarteten Erfolg, solange als glücklichen Zufall, bis man erkannt hat, daß der Influenzabazillus zu seinem Wachstum notwendig Hämoglobin (roten Blutfarbstoff) braucht und daß diese Substanz in seltenen Fällen im Auswurf Influenzafreier vorhanden die eigentliche Ursache für jene glücklichen Zufälle abgab. Gegenwärtig bietet die künstliche Kultur der Influenzabazillen keinerlei Schwierigkeiten und ist mit der Sicherheit eines physikalischen Vorlesungsversuches jederzeit möglich, da wir die Bedingungen der künstlichen Kultur restlos kennen.

Leider könnte ich ohne viel Schwierigkeit noch viel Beispiele für den kausalen Zufall anführen. Man kann aber schon aus den gegebenen sehen, daß es sich in allen Fällen immer um eine gewisse Unkenntnis der bedingenden Ursachen für das Zustandekommen irgend eines Ereignisses handelt, das sofort den für einen Naturforscher peinigenden Charakter des Zufälligen verliert, wenn man hinter die wahren Ursachen gekommen ist.

Demnach können wir mindestens zwei wesentlich differente Vorgänge als zufällig unterscheiden: den temporalen und den kausalen Zufall, wenn wir diese abscheuliche, aber prägnante Bezeichnung beibehalten wollen. Für den temporalen Zufall hat kein vernünftiger Mensch Interesse, er ist weder ein philosophisches noch ein naturwissenschaftliches Problem, spielt aber als häufiger Ausgangspunkt neuer Kausalreihen eine gewisse Rolle im menschlichen Leben und wird so zum Hauptbestandteil des persönlichen Glückes bzw. dessen Gegenteil.

Demgegenüber widmet dem kausalen Zufall jeder Naturforscher seine besondere Aufmerksamkeit. Er ist für jede experimentelle Erkenntnis von größter Wichtigkeit, ja jeder Versuch, den wir anstellen, ist ja im Wesen nichts anderes als unser Streben, diesen kausalen Zufall aus unseren Erkenntnissen auszuschalten, sich und anderen zu beweisen, daß der kausale Zufall bei den bestimmten Phänomenen keine Rolle mehr spielt. Denn jede experimentelle Wissenschaft läuft letzten Endes darauf hinaus, den kausalen Zufall aus unseren Erkenntnissen zu eliminieren, dadurch, daß wir die eigentlichen Ursachen, die bedingenden Momente für jedes Phänomen kennen lernen.

Dummköpfe verwechseln aber gerne den temporalen mit dem kausalen Zufall, indem sie auch beim temporalen versuchen, um jeden Preis eine Erklärung zu finden, und dort ein Problem wittern, wo es gar keines gibt. Bedingende Ursachen für das Zustandekommen eines temporalen Zufalles finden zu wollen, zeigt am besten das völlige Unverständnis für die gänzlich belanglose Interferenz zweier unzusammenhängender Kausalreihen und jeder diesbezügliche Versuch führt notwendig in das Gebiet der Mystik oder des Aberglaubens und brandmarkt so alle diejenigen, die darin Probleme vermuten.

Der Naturforscher anerkennt demnach einen temporalen Zufall als nur kritikallos vermutete Beziehungen überhaupt nicht, den kausalen Zufall aber nur insofern, als er einen momentanen Zustand unserer Unwissenheit in bezug auf das ursächliche Geschehen gewisser Phänomene bezeichnet. Damit soll aber nicht geleugnet werden, daß gerade der temporale Zufall

im Weltgeschehen eine gewisse Rolle spielt, d. h. den Ausgangspunkt neuer Kausalreihen bilden kann. Dadurch streichen wir keineswegs die ganze Weltgeschichte, wie der Philosoph meint, zumal da gerade die letzten Jahre uns deutlich gezeigt haben, wie wenig Vernunft notwendig ist, um Weltgeschichte machen zu können.

Verjüngung, die neueste Errungenschaft der experimentellen Biologie ¹⁾

Von Dr. Carl Flechtenmacher jun.

Der experimentellen biologischen Forschung ist es durch jahrzehntelange systematische Arbeit gelungen, eine Erfindung zu zeitigen, die nach ihrem Bekanntwerden nicht nur in Laienkreisen, sondern auch in der wissenschaftlichen Welt mit Recht Aufsehen erregt hat. Ein Jahrtausende alter Traum der Menschheit scheint seiner Erfüllung näher gerückt zu sein: durch gewisse Eingriffe am inneren Gefüge des Organismus ist es möglich geworden, dem alternden Individuum noch einmal die Attribute der entschwundenen Jugendkraft zu verleihen, das Senium hinauszuschieben, die für das Individuum und seine Mitwelt wichtige Lebenszeit der schaffenden Produktivität zu verlängern.

Uns allen gegenwärtig ist der große Unterschied zwischen dem in der Vollkraft stehenden Manne und dem im Zeichen des langsamen Versagens aller Lebensfunktionen stehenden, sich und seiner Mitwelt schließlich zur Last werdenden Greise.

„In den Ozean schiffte mit tausend Masten der Jüngling;
still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis.“

Hier der von Schaffensfreude und Tatendrang, von Kraft und Mut in den Lebenskampf drängende, dort der still

und resigniert in einen ruhigen Winkel sich zurückziehende, allmählich beraubt all jener körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die ihm sein Dasein lebenswert, seinen Mitbürgern wertvoll machten.

Der Mann, dem es auf Grund langwieriger wissenschaftlicher Arbeit gelang, die Mittel und Wege zu finden, um diese »molestam senectutem« hinauszuschieben, ist ein österreichischer Gelehrter, Professor Dr. med. Eugen Steinach. Einer Vorarlberger Arztesfamilie entstammend, wurde er nach Absolvierung seiner Studien Assistent am physiologischen Institut in Innsbruck, dann Prag, schließlich Leiter der biologischen Versuchsanstalt der Akademie der Wissenschaften in Wien; ein stiller, bescheidener Forscher, immer erst mit Fertigen vor die Öffentlichkeit tretend.

Um die erwähnten Forschungen verständlich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen. Schon 1910 veröffentlichte Steinach eine wichtige Publikation, welche das Resultat einer großen Reihe von Tierexperimenten mitteilte, durch welche erwiesen wurde, daß die Keimdrüsen der Säugetiere, d. h. die Hoden und Eier-

¹⁾ Nach einem am 6. November 1920 im Freundeskreise der „Kameraden“ in Kronstadt gehaltenen Vortrage.

stöcke nicht nur dem Zwecke dienen, Keimzellen, also Samen- und Eizellen zu produzieren, durch deren Vereinigung die Fortpflanzung der Art gewährleistet wird, sondern, daß diesen Organen auch andere wichtige Funktionen obliegen. Er wies nach, daß gewisse Zellkomplexe in den Keimdrüsen eine innersekretorische Wirkung besitzen, d. h. sie sondern Stoffe ab, welche direkt, ohne besondere Ausführungsgänge in den Kreislauf gelangen, sogenannte Hormone. Er nannte diese in die Keimdrüsen eingeschlossenen drüsenartigen Gebilde Pubertätsdrüsen und konnte nachweisen, daß ihre Produkte es sind, welche beim Säugetiere durch biochemische Wirkung die Erscheinungen der Pubertät und der sexuellen Entwicklung in körperlicher und seelischer Beziehung regulieren. Indem er kastrierten männlichen Meerschweinchen die weiblichen Keimdrüsen einpflanzte, wurden bei diesen die weiblichen Geschlechtsmerkmale zum Wachstum gebracht, sowohl in körperlicher wie psychischer Beziehung. Es kam zur vollkommenen Umwandlung des Geschlechtscharakters: beim feminierten Männchen wuchsen die Milchdrüsen, sie waren imstande, Junge zu säugen, sie verloren jedes Interesse am brünstigen Weibchen und benahmen sich durchaus weiblich, beim maskulierten Weibchen kamen alle männlichen Zeichen zum Ausdruck bis zu der wildesten erotischen Äußerung dem brünstigen Weibchen gegenüber. Die Psyche des feminierten Männchens wurde „weiblich erotisiert“, die Psyche des maskulierten Weibchens „männlich erotisiert“. Steinach gelang auch der Nachweis, daß die erwähnten Stoffwechselprodukte der Pubertätsdrüsen, die „Sexualhormone“, geschlechtsspezifisch sind, d. h. das männliche Hormon vermag nur die männlichen, das weibliche nur die weiblichen Geschlechtsmerkmale zum Ausdruck zu bringen; durch Häufung

dieser Hormonquelle im Körper kann in sexueller Hinsicht ein Typus von „Über-tier“ erzeugt werden, eine Hypermaskulierung und Hyperfeminierung. So gelang es diesem Forscher auf experimentellen Wege eine ganze Stufenleiter hermaphroditischer und homosexueller Tiere in mannigfacher Ausbildung herzustellen und aus diesen Experimenten den Schluß zu ziehen, daß der Hermaphroditismus und die Homosexualität auf eine zwittrig veranlagte, also im embryonalen Leben nicht genügend differenzierte Keimdrüse zurückzuführen ist.

Die praktischen Schlußfolgerungen ergaben den glänzenden Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme, als es einem Wiener Chirurgen gelang, einen männlichen Homosexuellen durch eine Operation zu heilen, indem er ihm den aus anderen Gründen entfernten gesunden Hoden eines anderen Patienten einpflanzte. Der Mann erlitt in kurzer Zeit eine völlige Umwandlung seiner pathologisch weiblich erotisierten Psyche und wurde zu einem normalen und glücklichen Manne und Familienvater gemacht.

Diese Abschweifung von meinem eigentlichen Thema war notwendig zum Verständnis des Folgenden. Steinach machte nämlich die Beobachtung, daß bei seinen durch künstliche Stärkung oder Schwächung der Pubertätsdrüsen veränderten Versuchstieren sich die Vorgänge des natürlichen Lebenslaufes spiegeln. „Volle Entfaltung der körperlichen und seelischen Geschlechtsmerkmale führt zu strotzender Jugend und Reife, Rückgang der Erscheinungen gibt dem Alter das Gepräge.“ Steinach sagt: „Wenn aber dieser Aufstieg und Abstieg zum großen Teil von der Pubertätsdrüse beherrscht wird, dann drängt sich die Frage auf: ist es möglich, jenem Rückgang Einhalt zu gebieten? Ist es möglich, durch Neubelebung der alternden Pubertätsdrüse die Attribute der Jugend noch einmal oder wiederholt im Ju-

dividuum hervorzurufen? Ist Verjüngung möglich? Er hat schon 1910 unter dem Eindrucke seiner Versuche diese Frage sofort aufgegriffen, die Antwort in bejahendem Sinne erteilt und durch weitere experimentelle Forschung den Richtigkeitsbeweis erbracht.

Es sei mir nun gestattet, auf diese interessanten Forschungen näher einzugehen und dem Gelehrten in seine Werkstatt zu folgen.

Zum Versuchsobjekte wurde die Ratte erwählt, — der die Wissenschaft schon so manchen Fortschritt verdankt, — nicht nur, weil sie in bezug auf Anschaffung, Pflege und Aufzucht ein ökonomisches Tier ist, sondern auch aus besonderen, versuchstechnischen Gründen. Die ausgewählten Tiere können auch in verhältnismäßig kleinem Laboratorium in großer Zahl untergebracht werden, die Käfige sind leicht zu übersehen und zu kontrollieren, das ganze Leben und Treiben spielt sich vor den Augen des Beobachters ab, dem keine Regung des Temperamentes, keine Änderung in Beweglichkeit oder Kraft, sexueller Lust oder Unlust verborgen bleibt. Die Ratte erreicht ein durchschnittliches Alter von 27—30 Monaten, so daß es unschwer ist, sich die verschiedenen Altersstufen, insbesondere auch greisenhafte Tiere vorrätig zu halten.

Die Unterschiede zwischen dem jugendlichen und greisenhaften Tiere sind deutlich, der Fettschwund, der auffallende Haarausfall, die Trübung der Augen, der Rückgang der Hodengröße, die starke Verminderung der Elemente der Pubertätsdrüse in Zahl und Struktur kennzeichnen in organischer Hinsicht das senile Tier. Noch deutlicher die funktionellen Unterschiede: Während der junge Bock äußerst beweglich und neugierig ist, stets angriffslustig und mutig im Kampf, unermüdet im Spielen und Begatten des brünstigen Weibchens, ist der alte Bock träge, er sucht den Kampf nicht auf,

dazu gezwungen, verteidigt er sich schwach und unterliegt bald oder zieht sich eilig zurück; gegen äußere Einflüsse ist er apathisch, in sexueller Hinsicht indolent und impotent, steht meist gebückt, in sich gekrümmt, mit halb geschlossenen Augen in einem Winkel des Käfigs. Diese senilen Tiere wählte sich Steinach für seine Verjüngungsversuche. Ausgehend von der Überzeugung, daß die Pubertätsdrüse durch automatische Regeneration den Organismus jugendkräftig hält, daß das Senium in dem Momente einsetzt, wo die Pubertätsdrüse zu dieser automatischen Regeneration nicht mehr fähig ist, machte er sich zum Ziele der Experimente, der alternden Pubertätsdrüse neue Wachstumsreize zuzuführen.

Dies ist praktisch möglich durch Unterbindung des Ausführungsganges des Hodens; unter sorgfältiger Schonung der ihn ernährenden Blutgefäße. Was ist die Folge? Überall in der Natur, deren Sparsamkeit bekannt ist, sehen wir, daß untätige Organe sich zurückbilden, schrumpfen, der untätige Muskel so, wie die Drüse, der es durch Verödung ihres Ausführungsganges unmöglich ist, ihre Produkte d. h. den ganzen Zweck ihres Seins nach außen zu befördern. Durch Unterbindung des Ausführungsganges an der männlichen Keimdrüse kommt es zur Rückbildung der den Samen produzierenden Gewebe, durch die weiter erfolgende Blutversorgung des Organes aber zur übermäßigen Wucherung der eingelagerten Pubertätsdrüse. Die ziemlich einfache Operation spielte sich derart ab, daß durch Bauchschnitt an der narkotisierten Ratte die Geschlechtsorgane freigelegt und beiderseits die Ausführungsgänge unterbunden und durchschnitten wurden. Nach Heilung wurden die Tiere einer genauen Kontrolle unterzogen und zeigten schon nach 2½ Wochen die auf-

fallende Änderung in ihrem Verhalten. Deutliche Gewichtszunahme, frische, junge Haarausfaat an den früher schon kahlen Körperstellen, lebhaftes, aufmerksames Wesen, sexuelle Erregung bei der Annäherung brünstiger Weibchen, schließlich größte Aggressivität und heftigste Potenz kennzeichneten die völlige Wandlung des körperlichen und psychischen Zustandes. Derart verjüngte Böcke nahmen ruhig den Kampf mit den jüngsten und kräftigsten auf.

Besonders interessant waren die Experimente an drei Brüdern desselben Wurfs, bei denen die Erscheinungen der Seneszenz gleichzeitig eintraten, die Potenz seit 5—6 Monaten erloschen war. Beim ersten Tier wurde die Operation nicht ausgeführt, es starb alsbald an Alterschwäche ohne besondere Krankheit. Das zweite zeigte 18 Tage nach der Operation volle sexuelle Potenz, die sich in Kürze zu direkten sexuellen Paroxysmen steigerte. Es konnte sich der stärkste junge Bock nicht mit dem verjüngten Greise messen, der was Kraft und Mut, Freßlust und Beweglichkeit, kurz alle Zeichen körperlicher und psychischer Leistungsfähigkeit betraf, völlig verändert war. Ähnlich war das Resultat beim dritten Bruder, obwohl er bei der Operation der einen Keimdrüse beraubt worden war. Das Tier lebte 7 Monate nach dem Eingriff in voller Jugendfrische und starb schließlich nach einer kurzen Periode des II. Greisenalters. Dies zum Tode führende zweite Senium war um ungefähr $\frac{1}{4}$ der durchschnittlichen Lebenszeit hinausgeschoben worden!, während der unoperierte Drillingsbruder schon vor 7 Monaten der Alterschwäche erlegen war. Es war somit auch eine absolute Verlängerung des Lebens geglückt.

Bevor ich auf die Ergebnisse und Folgerungen dieser Versuche eingehe, will ich noch ein besonders lehrreiches Experiment erwähnen. Bei einem senilen

Bock wurde nur die einseitige Unterbindung ausgeführt, trotzdem traten die Erscheinungen der Verjüngung prompt zutage. Durch die Neubelebung wurde auch der andere, seines Ausführungsganges nicht beraubte Hoden regeneriert, die bereits im Alterschlummer befindlichen Samenzellen wurden neu gewedt, es wurde wieder neues befruchtungsfähiges Sperma erzeugt, und der verjüngte Greis konnte bei seinem schließlich eintretenden Tode auf 6 völlig normale Junge zurückblicken, welche in der Folge sogar als Zuchttiere verwendet wurden!

Durch eine große Reihe derartiger Experimente, die natürlich mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchgeführt, durch genaue Beobachtungen, Messungen und Wägungen, durch zahlreiche anatomische und mikroskopische Untersuchungen bis in die kleinsten Details verfolgt wurden, hat Steinach den Beweis erbracht, daß durch Belebung der alternden Pubertätsdrüse Verjüngung möglich ist, daß das Senium hinausgeschoben werden kann, daß man das Tier jene große Wandlung, die es in seiner Jugend von der Unreife zur Reife durchlaufen hat, durch das Experiment ein zweites Mal erleben lassen kann.

Auch an weiblichen Tieren führten die Versuche zu vollem Erfolge, nur daß hier entweder die Einpflanzung fremder Keimdrüsen, oder die vorsichtige Bestrahlung mit Röntgenstrahlen das Verfahren der Wahl bildete.

Es war somit festgestellt, daß die experimentelle Beeinflussung beim senilen Männchen wie Weibchen zum Ausblühen einer neuen Jugend bis zur Vollendung durch Zeugungskraft und Fruchtbarkeit führt und der Übergang vom Tierexperiment zur Anwendung des Verfahrens auf den Menschen bedeutete nur noch einen kleinen Schritt. Dieser war um so leichter, als schon früher vorgenommene Operationen



Ernst Honigberger

Herrenbildnis.

ähnlicher Art, wie die bereits erwähnte Heilung Homosexueller, oder die günstige Beeinflussung körperlicher wie psychischer Störungen, die durch Verlust der Keimdrüsen durch Krankheiten (Tuberkulose) oder Verletzungen (Krieg) bedingt waren, durch Keimdrüsentransplantation zu vollem Erfolge geführt und keinerlei Nachteile für den Organismus mit sich gebracht hatten. Ferner handelt es sich ja bei der Unterbindung um eine relativ kleine, ohne Narkose ausführbare Operation, die in ähnlicher Art schon früher aus anderen Gründen vorgenommen wurde.

Der Wiener Chirurg Dr. Lichtenstern hat die ersten derartigen Operationen zum Zwecke der Verjüngung am Menschen ausgeführt und über ihre Berechtigung und Erfolge besteht heute kein Zweifel mehr. Dies beweist auch, daß nach Zeitungsnachrichten bei Wien bereits ein eigenes Sanatorium für Verjüngung errichtet wird. Ich selbst habe neulich die Steinach'sche Verjüngungsoperation bei einem 76 jährigen Manne vorgenommen, der unter den körperlichen und seelischen Erscheinungen des Alters stark leidet. Aber den Erfolg kann ich mir heute natürlich noch kein Urteil erlauben, da derselbe erst in 2—3 Monaten einzutreten pflegt.

Um die verblüffenden Resultate der Steinach'schen Operation zu zeigen, will ich die Krankenprotokolle einiger derartiger Fälle ausführlicher wiedergeben:

Fall 1. betrifft ein sogenanntes Senium praecox d. h. ein vorzeitig eingetretenes Greisenalter. Der 44 jährige Patient, dem Arbeiterstande angehörig, ist sehr abgemagert, hat schlaffe Muskulatur, faltiges, altes Gesicht, ist zu jeder Arbeit unfähig, sofort ermüdet. Potenz fast ganz erloschen. Gelegentlich einer Bruchoperation wird zugleich die Steinach'sche Operation ausgeführt.

Nach 2—3 Monaten auffallende

Veränderung: Schwinden der Falten im Gesicht, Gewichtszunahme. Nach 4—5 Monaten hat sich die Muskelkraft derart gehoben, daß er als Schwerarbeiter mit Leichtigkeit 100 Kilo auf dem Rücken trägt. Die Muskulatur hat sich deutlich ausgebildet. Libido von neuem erwacht; die erloschene Potenz wieder auf der Höhe stürmischer Jugendzeit; teilweise Neubehaarung, Notwendigkeit häufigeren Rasierens.

Die Beeinflussung hält ununterbrochen an und 1½ Jahre nach der Operation macht der Mann mit seinem faltlosen, frischen Gesicht und seiner strammen Haltung den Eindruck eines vollkräftigen, jugendlichen Menschen.

Fall II betrifft einen 71 jährigen Mann, der seit Jahren an ausgesprochenen Alters- und Verkalkungsercheinungen leidet, wie Schwindelanfällen, Atemnot, Herzschwäche, hoher Ermüdbarkeit, Zittern, Impotenz etc. Gelegentlich einer anderen, dringenden Unterleibsoperation wird Steinach's Operation beigelegt. Nach wenigen Monaten tritt eine auffallende Veränderung ein, die ich am besten den Patienten selbst in einem Briefe an seinen Arzt schildern lasse: Er schreibt: „... Nach der Verheilung der Wunde suchte ich ein Erholungsheim auf, um mich zu kräftigen. Schon dort hatte ich zu meiner größten Verblüffung des Nachts bei Rückenlage erotische Träume.. Mein Appetit artete in einen wahren Heißhunger aus und auch jetzt noch vermag ich — bei den heutigen schweren Zeiten — den Ansprüchen meines Magens kaum zu genügen. Während ich früher . . . in einer tiefen seelischen Depression war, bin ich jetzt seit Monaten wieder lebensfroh. Mein Aussehen ist wieder frisch und ich bin für mein Alter recht elastisch. Leute, mit denen ich jetzt neu in Verbindung komme, halten mich für einen angehenden Sechziger und zweifeln daran, daß ich das 71. Lebensjahr vollende.“

Früher, wenn ich etwas rascher ging oder einen wenn auch nur sanft ansteigenden Weg betrat, hatte ich Beschwerden und mit Atemnot zu kämpfen; jetzt hat dies beinahe vollständig aufgehört und ich bin oft eine Stunde zu Fuß.

Mein Leiden (Verkalkung), welches ich seit 1½ Jahrzehnten habe, scheint zum Stillstand gekommen zu sein und die Schwindelanfälle sind auf ein Minimum herabgesunken. Kurzum, ich fühle mich nicht, wie ein Mann, der das Greisenalter überschritten hat. Ich kann so wie früher in jüngeren Jahren klar denken, fließend alles ohne abzusehen, niederschreiben, und ebenso fließend und zusammenhängend unter Berufskollegen sprechen. Als ein Zeichen des gestärkten Zustandes scheint mir auch, daß ich den Friseur, welchen ich früher nur alle 2—3 Wochen brauchte, jetzt jede Woche zum Haar- und Bartstutzen aufsuchen muß ..

Meine Hand, welche früher stark zitterte, ist jetzt fest und zu den feinsten Manipulationen befähigt.

Mein Zustand bietet also ein sehr erfreuliches Bild und meine Lebensfreude ist mir wiedergegeben . . .“

Seither sind wieder Monate vergangen und der 72 jährige Schreiber dieser Zeilen befindet sich in einem Dauerstadium erneuerter Volkraft.

Aber die Ergebnisse am weiblichen Körper sind die Erfahrungen noch geringer, jedoch ist sowohl durch Transplantation, als durch Röntgenbestrahlung die Wiederherstellung der vollen körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit ebenfalls gelungen.

Ob durch das Verfahren auch eine absolute Lebensverlängerung erzielt wird, kann heute bei der Kürze der Beobachtungszeit nicht beantwortet werden; auch stößt die Beantwortung dieser Frage beim Menschen wegen der großen Variabilität seiner Lebensdauer und verschiedener anderer Momente auf Schwierigkeiten.

Die operative Altersbekämpfung im Sinne einer Hinauschiebung des Seniums, einer Vinderung seiner unangenehmen Begleiterscheinung und einer Wiederbelebung jugendlicher Energien ist beim Menschen durchführbar und bestätigt in glänzender Weise die Ergebnisse der Experimentalforschung.

Den Lesenden

Ihr sollt nicht kleben an dem Saum der Lieder!
Nicht träge euch von unserer Worte Wellen,
o Freunde, tragen lassen auf und nieder!
Ihr bleibt sonst liegen an den seichten Stellen.

Ihr sollt auch nicht nur den Raskaden lauschen!
Zu oft noch bleibt ihr stehen, leider,
wo aufgehört einer Zeile Rauschen.
Nein, tönst, Seelen, tönst weiter!

Es gleicht der Harfe jede Brust,
wir Dichter spannen fester nur die Bänder
und schlagen an, du selber mußt
an jedem Klebe werden der Vollender.

Otto Folberth

Der Krieg der Blumen

Von Alice Horatschef

Die Mondstrahlen, die eilig und leise von Beet zu Beet, von Strauch zu Strauch schlüpfen, die in die dunkelsten Winkel drangen und denen keine Hecke den Eingang verwehrte, hatten es gut bestellt: um Mitternacht — am Hügel — bei der höchsten Rose — wenn die Nachtigall schlägt — und leise, ganz leise, daß es niemand hört, vor allem, kein Mensch!

Wahrlich, von überallher waren sie gekommen, aus dem ganzen Garten, die weiten Wege und Mühseligkeiten nicht scheuend vom Ufer des Baches und von den prächtigen Reihen des Gewächshauses, von der Laube und von den Grotten, vom Gitter an der Straße, ja, sogar aus der Nähe des Hauses, von den Terrassen, hatten sie sich fortgetraut. Alle Blumen wanderten, die Königin hatte gerufen!

Als die Nachtigall das verabredete Zeichen gab, gerade als der Mond über dem stolz erhobenen Haupte der Rose stand, war es eine große und herrliche Schar, die sie umgab. Wie waren sie schön, die da vor ihr standen, frühlingssrisch, benezt vom Tau, die lauten Farben von der Nacht gedämpft! Und ein Duft lag über ihnen, so süß, wie ihn eben nur die Mondnacht im Blumengarten kennt.

Die Rose erzitterte einen Moment leise, als hätte sie mit dem kühlen Lufthauche der Schauer von etwas Großem angeweht. Weiter öffnete sich ihr purpurner Kelch. Dann begann sie:

„Meine Freunde, ich danke euch, daß ihr gekommen seid, gekommen, obwohl ihr nicht wußtet, warum man euch beschieden, gekommen, trotzend den größten Entfernungen, unsäglichen Beschwerden, ja den schlimmsten Gefahren.

Wenn ihr euch sehen könntet, wie ich euch hier sehe, von meinem erhöhten

Platze, so wunderreich, so schönheitsgefrönt, so glückverheißend — schöner und reicher und glücklicher, als alles, was sonst lebt — euch würde das Herz erbeben, wie mir!“

Ein leises Rauschen der Bewegung ging durch die sammetweichen Blütenblätter ringsum.

„Und wenn ihr bedenken würdet, wie ich es denke: wie bald das alles vorüber sein soll, wie ihr arm, beraubt, unglücklich und elend, von rohen Fingern geknickt, in die Häßlichkeit des Staubes verwandelt werden sollt, dann würdet ihr weinen, wie ich weine!“

Durch die Reihen der Blumen lief ein Seufzen, das der Nachtwind hinwegtrug und mit sanftem Fall rollte so mancher Tropfen zur Erde nieder.

„Ach, meine Teuren, ihr habt mich auf diesen Platz gestellt und ein Thron ist wohl ein erhabener Sitz: man gewinnt Einblick von hier in so manches Schicksal, so viel Trauer als Ungerechtigkeit! Ich habe genug gesehen, um zu wissen, wie es uns allen ergehen wird! Nichts hilft uns unsere Schönheit, unser Duft, unsere Güte, unsere Unschuld! Wir werden von unseren Stengeln gerissen, entblättert, zerdrückt, mit Füßen getreten, in Staub aufgelöst, so gewiß, wie wir schön und rein und blühend sind! Nicht mehr wird uns der Tau nezen dürfen und der Regen tränken, nicht werden die Tropfen an uns glänzen und die Sonne sich in ihnen spiegeln, nicht sollen wir mit Schmetterlingen kosen und die Bienen den Kelch unserer Süßigkeit leeren.

Und warum meine Freunde, dies alles? Weil es ein entsetzliches Etwas in der Welt gibt, eine Macht, eben so grausam und tyrannisch, wie stark, die

uns vernichtet, aus lauter Bosheit, aus Eigennutz, aus gemeiner Fahrlässigkeit, die sich nicht rühren läßt, von dem, was Steine rühren würden dem stummen Bitten der Schwächeren: der Mensch!“

Da war es, als wenn die Frühlingslust zum Sturmwind werden wollte, so heftig rauschte Unwillen und einmütige Zustimmung empor:

„Der Mensch! Ja, ja, ach, ja der Mensch!“

Höher hob sich die Rose, stärker glühten ihre Blätter: „Der Mensch! So war es immer: von Menschen werden wir gepflückt, so lange sie noch klein sind, um als ihr Spielzeug zu sterben! Vom Menschen, wenn sie groß sind, um ihre Tafeln, ihre Kleider, ihre Hüte zu schmücken, um in Gläsern zu schmachten, weil es ihnen so gefällt! Um in entsekklichen Gefängnissen, Bücher genannt, zerpreßt, zu sterben — damit ihre kurze Erinnerung weiterlebt, um noch ihren Enkeln zurückgelassen zu werden! Um in Maschinen geworfen zu werden, wo sie uns unser herrlichstes, unser höchstes und eigenstes Gut rauben: unsern Duft, den sie über die Welten zerstreuen! Ob so oder so, eines ist gewiß: das Ende eines jeden von uns ist: endlich als Staub vor ihre Türe gefehrt zu werden!“

„Nun ja,“ meinte die prächtige, aber leere, gedankenlose Tulpe hier einfältig, „das war eben immer so!“

Da bäumte sich die Rose herrlich empor: „Es war immer so! Ist das ein Grund, daß es immer so bleibt?“

„Nein, nein, nein!“ rief es betäubend von allen Seiten.

„Aber ein Mittel,“ meinte die besonnene Nelke, „ein Mittel dagegen!“

„Ein Mittel gibt es wohl,“ entgegnete die Rose, „nur ist es ein Mittel, das nicht einem von uns allein eignet, sondern nur uns allen zusammen. Seht, es sind welche unter uns, die führen ein

wirksames Gift in sich, der Duft anderer ist für die Menschen betäubend, bei manchen unter uns verbrennen sie sich die Finger an den Blättern, ich selbst schütze mich mit einem scharfen Dorn, die Wasserrose dort besitzt einen prächtigen, fast unzerreißbaren Stengel. Was meint Ihr? Wenn der Mensch bei jeder Blume, die er brechen will, unendliche Mühe anwenden müßte, wenn er sich die Finger verbrennen und zerstechen, wenn er Gift einsaugen und ein all zu starker Duft seine Sinne umnebeln würde, müßte er nicht bald von uns lassen?“

Da gab es jubelnde, begeisterte Zustimmung bei allen Blumen. Ja, sie wollten sich empören, wollten nicht länger die Tyrannei des Menschen tragen, wollten einander mit ihren besten Kräften helfen! Sonstige Eifersucht und Rangstreitigkeiten schienen verschwunden zu sein, eine einheitliche Überzeugung einen ganzen Garten ergriffen zu haben. Es rauschte ringsum von Beifall, Freundschaftsbezeugungen, Kampfeslust. Man umarmte einander und brüderlich wurden die Waffen getauscht. Die stolzesten Zierden der Beete hielten sich nicht für zu gut, die Hilfsmittel der kleinsten, armselig um ihre Existenz kämpfenden Pflänzchen anzunehmen. Ein leises Grauen schüttelte sie wohl, die herrlich mit den blanken Dornen gerüstete Rose, als sie das heimtückische Gift aufnahm. Aber es mußte sein! Kein Mittel war zu grausam, gegen den grausamsten Feind, den Menschen!

Priesterlich hob die weiße Lilie das Haupt: „Lasset uns einig sein, einig, einig! Nur Einigkeit kann uns helfen! Wir wollen schwören!“

Und sie schwuren, mit den Mitteln aller zu kämpfen, um alle zu retten! Die Glodenblumen läuteten feierlich den neuen Tag ein, den Tag des Kampfes, der ihnen allen den Sieg bringen sollte und jedem einzelnen ein ewiges, von keiner

grausamen und ungerechten Macht mehr verkürztes Leben! Die Schwertlilien entwarfen Kriegspläne, wie man die Menschen am besten vertreiben solle. Am kampfeslustigsten und erregtesten aber gebärdeten sich all die Kleinen, die von den umliegenden Wiesen herbeigelaufen waren. Sie konnten es gar nicht erwarten, die edlen und unerseßlichen Geschlechter der Gänseblümchen, des Löwenzahns und der Brennessel, den Menschen zu bekriegen, der sie doch nie an seinen Tafeln hatte verwelfen lassen und dessen Füße sie nur, ab und zu, im Grafe trafen!

Eine einzige Blume stimmte nicht ein, in den allgemeinen Lärm, sondern hielt sich still und abseits. „Ach, das Weilchen!“ sagten die anderen mitleidig, „es ist so furchtsam, es traut sich nicht, sich zu rüsten!“ Und sie wollten ihm ihre Waffen aufdrängen.

Das blaue Blumenkind aber sagte ernsthaft: „Es ist nicht das! Ich fürchte mich nicht! Aber ich mag nicht kämpfen gegen die Menschen! Ich bin ihnen gut!“

„Den Menschen!“ flammte die Feuerlilie empor, „ja, vernichteten, zertreten, zerrissen die denn deinesgleichen nicht?“

„Das wohl!“ entgegnete das Weilchen bescheiden, „aber wenn ich so sehe, wie eifrig und unermüdblich sie nach uns suchen, wie die Kinder sich Kränze flechten aus uns, damit so fröhlich tanzen und singen, ist es mir manchmal, als liebten sie uns doch — auf ihre Weise!“

„Wenn sie uns liebten, würden sie uns töten?“

„Ja, vielleicht gehört das auch zu ihrer Liebe. Oder vielleicht müssen sie es tun!“

„Die Menschen — müssen! Die Allmächtigen! Die Starken! Die Menschen lieben! Die großen Hasser und Kämpfer!“ So rauschte grellend die Klatschrose und hastig und unablässig eiferte sie weiter, bis das, sonst sehr beliebte Weilchen, alle

Freunde verloren hatte, sein Verhalten als Hochverrat gebrandmarkt und es aus der Versammlung ausgeschlossen wurde. Still zog es seiner Wege, in seinen versteckten Winkel zurück. Die anderen aber blieben, redend und sich begeisternd, und trennten sich erst mit dem grauenden Morgen.

Als der erste Sonnenstrahl aufblitzte, sah er auf eine andere Welt, als die gewesen war, der seine silberweißen Vorgänger gekost hatten. Er spiegelte sich nicht in Tautropfen, sondern in Waffen. Der ganze Garten starnte wie in einer Rüstung. Das bescheidenste Leberblümchen reckte einen ungeheueren Dorn empor, jede leichte Federnelke war mit unlöslichen Schlingen dem Erdboden verknüpft. Und statt des süßen, zauberhaften Blumenatems zogen scharfe, giftige, betäubende Wolken über den Garten hin. Die Luft schien sich den Blumen verbündet zu haben und des Menschen Feind geworden zu sein. Es war viel Schönheit und Harmonie verschwunden, um der neuen Sicherheit, Einigkeit und Kraft willen. Unberührt und schlicht, duftend und zart, wie früher, stand einzig das Weilchen in seinem stillen Winkel.

Wenn die Blumen geglaubt hatten, daß es einen großen Krieg, langwierige Kämpfe mit ihren erbitterten, gefährlichen Gegner geben würde, so hatten sie sich getäuscht. Im Anfange griffen wohl Kinder undvorsichtig zu, verletzten sich ein wenig und zogen schreiend die Händchen zurück. Aber dann blieben sie bald aus. Man konnte glauben, die Menschen träfen Vorbereitungen zum Kampfe, berieten über die wirksamsten Mittel, den Blumen zu begegnen. Aber die Zeit verging und alles blieb still. Nun hatten die Blumen Waffen — nun gab es keinen Angriff. Der ganze heroische, in Todesmut bebende Garten lag in tiefstem Frieden. Die Menschen betreten ihn nur, um in seinen ver-

borgensten Winkeln das Veilchen aufzusuchen und es hervorzuziehen. Das nahmen sie in ihre Häuser und stellten es in ihre Vasen, und schmückten damit ihre Tafeln. Mit dem Veilchen spielten einzig die Kinder und mit Veilchen beschenkte man die Braut. Alles geschah mit Veilchen. Es schien der Mittelpunkt des Gartens, die erste der Blumen geworden zu sein. Zuweilen freilich sah man es auch verwelkt, zertreten, in den Staub gefehrt, vor den Türen der Menschen. Dann flüsterte die Rose wohl: „Seht, das arme Veilchen! So ginge es auch uns!“

Aber die Blumenhäupter im Kreise neigten sich immer schwächer in Zustimmung. Es war schon so mancher Tag vergangen, seit jener Mondnacht! Und der Sommer war so schwül! Der Garten ereignis- und leblos.

Die Rose hatte viel Zeit nachzusinnen, über das, was sie von ihrem erhöhten Platze sah und das, was sie nicht sah. Sie sah, daß die Schmetterlinge und Bienen nicht mehr kamen zu den alternenden und gerüsteten Blumen, die keine Süßigkeit mehr bieten konnten, nur Gift. Junge, frische Blüten waren kaum zu blicken. Sie hatten nicht Platz sich zu entwickeln, auszubreiten, denn da waren noch alle ihre Vorgängerinnen, die keines grausamen, frühzeitigen Todes durch ungerechte Menschenhand mehr starben. Die Rose sah: da hingen sie, vertrocknet von der Sonne, verweht vom Winde, gelb und faltig geworden, die sie einst, lenzfrisch und betaut, umjubelt hatten. Ein trauriger Hauch von Wellen, von Vergehen lag über ihnen. Auch ihre Waffen hielten sie nicht mehr frisch und kampfeslustig, sondern ließen sie lässig hängen. Was sollten auch diese? Es gab ja doch keinen Kampf, nur lässig waren sie den Blumen! Die waren müde, so müde! Und da und dort senkte sich ein Haupt. Ein kräftigerer Windstoß und die Blätter

wirbelten auf den Weg hinab, wurden zu Staub — verschwanden.

Die Rose sah hinab, auf ihren Garten, ihr ganzes Königreich, das so traurig und sterbensmatt dalag und sann und sann. Wie war es nur möglich? Ihre Sache war gerecht gewesen, zweifellos, ihr Plan gut, ihre Anhänger getreu. Und nun war doch das Ende: Staub? Wozu war dann alles gewesen: die Mondnacht und die Empörung, der Entschluß und die Begeisterung, der Haß und die Freundschaft, die Waffen und die Opfer? Sterben mußten sie alle, zu Staub werden. Und sie hätten nicht einmal weiter leben mögen, so müde, wie sie waren.

Staub, Staub wirbelte zu Füßen der Rose, Staub würde auch sie werden, die stolze Königin und sich dann durch nichts mehr unterscheiden von dem gemeinen Löwenzahn, der törichten Tulpe, dem ungetreuen, oder vielleicht, dem klugen Veilchen. Ob ein wenig früher oder später, ob durch Menschenkraft oder durch eigene Kraftlosigkeit — war das nicht gleich?

Ach, nein, es war nicht gleich! Denn wenn es dieser Rose nach ihrer ursprünglichen Bestimmung gegangen wäre, wie denen, die vor ihr an dem Stamme geblüht hatten, so wäre sie einmal in einem blühenden Kristall gestanden, auf einer glänzenden Tafel der Mittelpunkt gewesen. Oder sie hätte das Haar eines schönen Mädchens eine Ballnacht lang geschmückt, an der Brust einer glücklichen Braut geleuchtet. Sie hätte mehr gehabt als ein Leben: ein Schicksal! Und ein Sterben, das fast kein Sterben mehr war: ein schönes Sterben! Vielleicht wäre sie auch gepflückt worden, um gepreßt zu werden und lange Zeit noch nach ihrer Auflösung, wäre ihr Bestes erhalten geblieben, ihr süßer Duft, aus zarten Frauenkleidern hätte er geweht. Dann wäre etwas an ihr nicht gestorben. Oder sie wäre in ein Lehrbuch gewandert und

künftigen Geschlechtern gezeigt worden: seht, eine Rose! Das wäre ein Nutzen noch im Tode gewesen. Oder ihre Blätter wären bewahrt worden, als ein Zeichen, etwas hätte sich an sie geknüpft, eine Erinnerung an irgend eine schöne Stunde für irgend jemand. Das war noch schöner fast, als den Duft bewahren: eine Freude bewahren helfen. Kein Zweifel, daß man nicht tot war, so lange sich noch jemand an einem freute!

So aber war sie länger am Stocke gehangen, länger von der Sonne verbrannt worden als andere Rosen vorher. Das war alles — und das Ende war Staub, Staub in jedem Falle. Immer tiefer und tiefer sank das einstmal so stolze Haupt der Rose. Sie wartete —

Aber ehe noch ihre Blätter in den Lüften zerflatterten, ließ sie all die fremden, falschen Waffen zu Boden fallen.

L i t e r a t u r

Der Weihnachtsverlag 1920 von W. Krafft, Hermannstadt. Der kleine Baron von O. Fr. Krasser. — Irrfahrten von Karl Bernhard.

Der Inhalt der ersten Novelle „Der kleine Baron“ dreht sich um die gespensterhaft-mystische Idee, daß man sterben muß, wenn einem in der eigenen Wohnung der Tod in eigener Gestalt entgegentritt. Ein schwer herzkranker Freund des Barons ist schon als Jüngling an diesem mysteriösen Wahn gestorben und seitdem wird der kleine Baron allabendlich, wenn er heimkehren soll, von einer furchtbaren Angst ergriffen, die er nicht überwinden kann. Deshalb bleibt er in den Kaffeehäusern und zecht einsam und traurig ganze Nächte lang. So verscherzt er sich auch seine junge Liebe, die schlanke Amely, die ihn eines Abends in seiner Wohnung erwarten will, um ihn zu heilen. Er kann trotz dieser höchsten Verheißung seine Angst nicht überwinden, betrinkt sich, geht zu Dirnen und der Morgen findet ihn vernichtet. So geht hier ein Menschenschicksal an einer Wahnidee zugrunde.

Es ist dies die einzige Gestalt der Novelle, die uns aus der Geschichte ebenso kantig und frazenhaft, wie aus dem Titelbild entgegentritt. Die übrigen Gestalten des Buches — Amely, die der alternde Baron mit ihren zwei jungen Töchtern im Kaffeehaus wiederfindet und zwei Freunde, denen er seine Geschichte erzählt — sind bloß mit Namen angedeutet und bilden wohl nur den Rahmen der Erzählung, die von dem Gedanken zusammengefaßt wird: „Nur wer freudig sein Leben aufs Spiel setzt, kann das Glück eringen.“

Wie der Berliner Th. A. Hoffmann, dann Dickens in *Dieck* des David Copperfield, Maupassant in „*Horla*“, P. Hervieu im „*Unbekannten*“, hat auch Krasser im *kleinen Baron* versucht, einen Narren begreiflich und interessant zu machen. Im allgemeinen nennen wir Narren solche Menschen, die anders sind als wir, der kleine Baron dagegen muß schon mit einem anatomischen Defekt seines Gehirnes behaftet sein. Jedenfalls ist es Krasser gelungen in einer geschickt aufgebauten Erzählung in die extravaganteren Visionen und Handlungen seines Helden einen gewissen Rhythmus hineinzutragen. Dieser ist gleichzeitig pittoresk und straff festgehalten und verleiht dem Werkchen seinen eigentlichen Reiz. Allerdings wird letzterer durch eine gewisse Blutleere der Gestalten (die selbst den Haupthelden nicht zu vollem Leben kommen läßt) sowie durch Steifheiten im Stil beeinträchtigt.

In der zweiten Erzählung desselben Buches „*Jeannettchen*“ begegnet ein wohl-situierter Beamter und glücklicher Familienvater einer alternden Tänzerin, die indessen dem Bedürfnis jung zu bleiben, zu gefallen und zu lieben nicht entsagen kann. Sie sucht auch den Familienvater zu fesseln und was ihr nicht gelingt, vermag um so leichter Jeannettchen, ihre Puppe, in der wohl die Jugend der Tänzerin symbolisiert sein soll. Jeannettchen besucht ihn, entzückt ihn durch reizende Erzählungen und Tänze und weckt in ihm seine längst entschlummerte Dichterseele der Jugendzeit. Indem er sich an Jeannettchen klammert, kehrt er zu dem besseren Ich seiner Jugend zurück. Die eifersüchtige Tänzerin wirft Jeannettchen in die Flammen des Ofens.

Da stürzt sich der Mann zuerst auf den Feuerherd, um die Puppe zu retten. Es gelingt ihm nicht mehr, da erfast er die Tänzerin, die „Mörderin“ und „würgt sie mit seinen wunden geschwärzten Händen, aus denen der Geruch verbrannten Fleisches strömt, bis sie als leblose Masse vor ihm liegt.“ (Eine unangebrachte naturalistische Schilderung in diesem Rahmen.) Er lebt dann in einem großen, weißen Haus, fremde Menschen besuchen ihn und weinen, er ist nicht traurig und nicht froh, seine Seele ist mit Jeannettchen gestorben.

Welch eigentümliche und tiefe Philosophie liegt in den kleinen Idolen, den Marionetten und Puppen, die den Kindern wohl die einzige verständliche Vision des Göttlichen verleihen. Welch intensives Leben kann die Zinnsoldaten, den Weihnachtsmann, den unsterblichen Hanswurst beseelen. Welcher Zauber geht von einer Schachtel Nürnberger Spielzeug aus, wenn sie die Illusion von verzaubertem Spielzeug gibt.

Wir großen Kinder werden aber alle diese kleinen Idole nur dann mit Vergnügen Komödie spielen, oder als Romanhelden figurieren sehen, wenn innerhalb einer göttlichen Ungeschicklichkeit ihre Puppenatur mit einem Schicksal oder einem Symbol im Einklang steht und wenn die reife Kunst des Schriftstellers selber sich mit ihnen ungezwungen frei bewegen kann. Vielleicht ist sich der Verfasser der großen Schwierigkeiten des Vorwurfs bewußt geworden, als er sein Jeannettchen schuf. Es ist ihm aber nicht ganz gelungen, ihrer Herr zu werden.

In den Irrfahrten, dem neuesten Werke Karl Bernhards, ist von einem jungen Mann, Tycho Johannsen, die Rede, der nach dem Willen seines Vaters Philosophie studieren soll, dabei aber eine unklare Künstlersehnsucht in sich fühlt, die ihn von allen gewöhnlichen Menschen trennt, und ihm doch keine innere Befriedigung geben kann. In Jena küßt er nach einem Gartenfest ein Mädchen, das er nachher trotz aller Sehnsucht nicht mehr sucht, in der Schweiz besteigt er den Rheinfall und in Budapest verheiratet er mit einem seiner Freunde eine gefallene Medizinerin, die er in uneigennützigster Weise unterstützt. Schließlich landet er als Kapellmeister in einer kleinen deutschen Stadt, wo sich sein Wunsch verwirklicht: er vollendet seine Symphonie, die von dem philharmonischen Verein auch aufgeführt wird. Der

Erfolg berauscht ihn aber nicht, es sind ja Krähwinkler, die vor ihm sitzen und die von seiner Kunst ebensowenig wie von seiner Sehnsucht einen Hauch verspüren. Bei der einzigen Seele, die im ganzen Saale wahrhaftiges Verständnis für sein Schaffen zu haben scheint — der von ihm verheirateten Medizinerin — gilt die Bewunderung seiner Manneskraft und nicht seinem Künstlertum. Man weiß aber nicht recht, ob Tycho unter der Sehnsucht nach wahrhaft künstlerischem Erleben, nach göttlichen Augenblicken wirklich leidet, oder ob er, in Eitelkeit und krankhaftem Ehrgeiz befangen, darnach drängt seinen Namen auf der Litfassäule leuchten zu sehen. Er bleibt ein Schattenbild, wenn wir ihn nun weiter auf einer Reise in die Eifel begleiten, wo er einen krankhaft veranlagten Arzt begegnet und wo er schließlich, über sein Leben nachdenkend, die lösende Formel findet: „Irrfahrt ist das Leben, Irrfahrt von einem großen Erleben zum andern. Um glücklicher Augenblicke willen ist das Leben wert, gelebt zu werden.“

Diese Worte bilden zugleich den Schlüssel und den Höhepunkt dieses, seinem Problem nach sicherlich interessanten und dabei gut gedachten, aber in Charakterzeichnung und Ausführung der Einzelheiten, flüchtigen Werkes. Es enthält nicht viel von den geistigen und seelischen Qualitäten der unaufhörlich strebenden und drängenden Natur des Verfassers. Es bietet auch kaum etwas von der Wärme, die Karl Bernhard, wenn er sich in seiner ureigensten Welt und Heimat bescheiden kann, auch die künstlerische Form ahnen läßt. Die Formel zu einem wirklichen Gelingen scheint mir in diesem Fall ebenso einfach, wie naheliegend: Karl Bernhard selber wird auf seinen Irrfahrten als Schriftsteller nur unter einem starken Steuer das rettende Ufer, d. h. die vollendete Gestaltung des „Erlebens“ finden. Den sichersten Führer wird er dabei außer in sich selber in unbittlicher Kritik zu suchen haben. St. v. H.

Ostland-Jahrbuch. Die Meinungsverschiedenheiten über unseren literarischen Almanach in der heimischen Presse sind schroff. Im allgemeinen hat er Ablehnung erfahren. Da sich an das Für und Wider in diesem Fragenkomplex die prinzipielle Stellungnahme zu unserer neuen Literaturbewegung knüpft, glaubt die Schriftleitung an anderer Stelle dieser Zeitschrift eine einge-

hendere grundsätzliche Auseinandersetzung schuldig zu sein.

Im besonderen sei zu dem Ostlandjahrbuch hier nur bemerkt, daß die unter kühnen und doch künstlerisch unbedingt sicheren Antrieben erfolgende Redaktion Egon Hajeks eines der interessantesten und wertvollsten Bücher unserer neuen Literatur zutage gefördert hat. An Buchausstattung haben wir so Einwandfreies in unserem Literaturkreis überhaupt noch nicht erlebt.

Agnetheln in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Kulturhistorische Bilder von Friedrich Rosler, ev. Prediger i. R. Auch wer nicht die Freude und das Glück hatte, einmal länger dort zu sein, im freundlichen Agnetheln, ihn nicht näher kennt, diesen so eigenartigen Sachsenschlag, den so „betriebsamen“ Agnethler und die häuslich-emsige, sinnige Agnethlerin, den tatkundigen Arbeits- und Wagemut und den anheimelnden Frohsinn, wird diese wirklich kulturhistorischen Bilder mit innerer Befriedigung lesen. Bieten sie doch in lebendiger, ungekünstelter, aus dem Herzen kommender Darstellung ein anschauliches und zugleich anmutendes Bild eines ländlichen sächsischen Gemeinwesens, das, vor wenigen Jahrzehnten noch, obwohl „Marktflecken“, doch äußerlich noch Dorf, innerlich durch emsigen Tätigkeitstrieb, frisches und beherztes Anpassen der sauren Tagesarbeit, durch stramme Organisation und Zucht im Amtsvorstand, in den zahlreichen Zünften, den wohldisziplinierten Nachbarschaften, besonders aber durch einen großen Gemein Sinn im kirchlichen, d. i. völkischen Leben hervorragte und ein anheimelndes Bild des allmählichen Emporstrebens zu einem kleinen, blühenden, fast ganz städtischen Gemeinwesen bot.

Sie ist zwar noch dort, die langgestreckte dörflich-breite Hauptgasse, dort die vielen Neben- und Seitengäßchen, dort die ehrwürdige alte Kirche mit den vielen Türmchen und der altersgrauen Verteidigungsmauer, auch die nieder- oder spitzgiebeligen Häuser und Häuschen. Auch der viele goldige Sonnenschein fällt noch immer so breit und so voll ein in die breite Gasse und die langen Hausstellen. Aber — heute in den Gassen nicht mehr Staub oder Morast, sondern Asphaltgehsteige nebst fester Schotterung, zwischen den alten Häusern ganz moderne stockhohe Gebäude mit schönen, geräumigen Geschäftsläden, neben der alten Kirche

die neue schöne Schule, Parkanlagen vor beiden. Und erst der große Park auf der „Steinburg“! Ja, selbst eine zierliche Alleeanlage am mürrisch (weil reguliert) dahinfließenden Harbach.

Und man singt auch heute noch gerne im fangesfreudigen Agnetheln, wie um 1860 und vor und nachher. Aber nicht mehr bloß mit Herz und Mund, nicht mehr bloß Volkslieder im Chor oder höchstens im einfachen Quartett der auf Ferien oder fröhlichem Besuch weilenden Studenten, die den so helläugigen Agnethler Mädchen so schöne Ständchen brachten. Es klang zwar schön, so schön den liederfümmigen Zuhörern, so tief in die liederliebenden Herzen: „Ich habe den Frühling gesehen...“, es klang so weit in das lange Harbachtal hinab: „Es steht ein Weiler fern' im Grund...“! Sie ist noch da, wie in den 60er Jahren, so lebendig, die edle Sangeslust. Nicht nur in schönen „Zweistimmigen“, wie man sie am 1. Sonntag des trauervollen August 1914 auf den stillen Gartenbänken von lieblichen Mädchenstimmen so stimmungsvoll singen hörte — die vielen Burschen zogen eben zu den Fahnen... „Wohlauf, Kameraden...“, „Steh' ich in finst'rer Mitternacht...“, „Morgenrot, Morgenrot...“ Man ist heute emporgestiegen, auch hier: zur höheren Sangeskunst, in der Liedertafel, in Konzerten mit stilvollen, mit künstlerischen Darbietungen...

Ein schönes, äußeres Zeichen und Zeugnis — nebst den vielen anderen — der inneren Solidität in Leben und Streben eines kleinen sächsischen Gemeinwesens! „Waren die Agnethler schon in Deiner Jugend, als Du beim Pfarr-Onkel nahe bei Agnetheln auf Ferien weiltest, schon hervorragend über die sächsischen Ungemeinden?“ fragte ich vor etlichen Jahren den verstorbenen Generalstabsarzt von Steinburg. „Ja!“ erwiderte der alte Herr, der Repper Patriziersproß mit dem warmen Sachsenherzen und den kernsächsischen Redewendungen... „Die Agnethler galten — und waren es auch schon damals — als sehr betriebsam; nimm nur! Der Agnethler — so erzählt man sich — reitet auf den Fogarascher Jahr- oder Wochenmarkt. Ohne Geld. Aber bis hin näht er eine Hose zusammen, verkauft sie dort und bringt noch Geld nach Hause.“

Doch zurück zu den Bildern unseres einstigen Agnethler Distanzisten, will sagen: jetzigen Prediger i. R.

Anziehend ist die Schilderung des inneren „Lebens in der Gemeinde“. Zunächst der Beschäftigung der Einwohner, die in der „heilsamen Verbindung der Landwirtschaft und des Gewerbes“ bestand. Doch wie das bei kernigen Menschen nicht anders sein kann, mit dem Hauptgewicht auf dem Gewerbe. Heute ist schon eine kräftige Industrie hinzugekommen. „Hoch Industrie und Landwirtschaft!“ können mehrere Agnethler ausrufen. Wie der Seltauer beim „puren“ Wein so laut rufen kann.

Das Leben in den 9 Zünften mit beiläufig 20 Gewerben, die strenge Aufsicht innerhalb der Zünfte, bezüglich Anständigkeit und Solidität in Leben und Arbeit, nicht nur der Lehrlinge und Gesellen, sondern auch der Meister, der vorgeschriebene und willig befolgte regelmäßige Besuch des Gottesdienstes in den Bruderschaften, der Drang in die Fremde nach den heimischen Lehrjahren mit Stock und Felleisen, die Nachbarschaften innerhalb der Zünfte mit ihrer nützlichen Einrichtung der Feuerwehrröhren und den, bis heute bestehenden schönen Leichenbegängnissen, wo der „einfache Schneidermeister schöner begraben wird wie der Bürgermeister von Hermannstadt“ — wie ein Hermannstädter Zuschauer sagte —, das kirchliche Leben mit dem fleißigen Kirchenbesuch, der Hebung des evangelisch-sächsischen Gemeindelebens durch eine Reihe bedeutender Pfarrer — Schindler, D. G. D. Teutsch, Fronius — „zur Höhe“, der erbitterten Pfarrwahlkampf der „Vordersten“ und des „Volkes“ um Fr. Müller und Fr. Fr. Fronius — lauter lebensvolle Skizzierungen einer regsamten Volksseele, voller Empfänglichkeit für alles Hohe und Heilsame, „was Menschenbrust beglückt“.

Die Schilderungen der feierlichen und festlichen Bräuche bei der Taufe, dem Blasitag, der Hochzeit, dem Todesfall, dem Leben der (7) Lehrer und zum Schluß noch anderer Sitten und Bräuche des damaligen Agnetheln sind mehr wie anziehend, sie sind packend, trotz oder gerade wegen des einfachen, schlichtwahren, aber warmen Sprachgewandes, erfrischend und erweiternd (Blasi, Verlobung), ergreifend und erhebend bei den Tausen, Hochzeiten, Todesfällen, wohlthuend bei den vielen und reichlichen Befriedigungen des „äußeren Menschen“ durch Fest-, Ehren- und Gesellschaftsmählchen, die zubereitet durch freudig zurichtende Frauenhände, ge-

würzt durch den köstlichen Humor erfolgreich schaffender Männer und — reichlichen und köstlichen „Kopischer“ oder „Kofler“. „Saure Wochen, frohe Feste“. Ein Brauch, das Unikum der vielen Bräuche Agnetheln, ist nur gestreift: das interessante „Urshelllaufen“ am Urshellfeste, mit den vielen „Arzen“ in der eigenartigen Vermummung, mit dem so lauten Peitschengeknall und dem guten Leben nachher. Wohl deshalb nur gestreift, weil das interessante Festspiel bei anderer Gelegenheit, wie dem letzten Gustav-Adolf-Fest, eingehend beschrieben ward. Auch ein anderes fehlt dem Büchlein: Wenigstens einige markante Striche aus dem reichlichen Vorrat von besonderen Charakterzügen der Agnethler. Wohl deshalb, weil das den Rahmen der ohnehin inhaltreichen anderen Bilder allzu sehr überschritten hätte. Einer dieser Charakterzüge wird doch, wie schonend, angedeutet: die trockene, sarkastische Witzart des richtigen Agnethlers . . . „Wem er denn die Hufeisen abgerissen hätte?“, fragte ein „älterer Mann“ den von der Darreichung der Sterbesakramente kommenden „würdigen Herrn“ (Prediger). . . . Doch — wer den Agnethler kennt, begreift auch diese „gottlose“ Entgleisung im Witzereizen. Denn das Pferd, dieses edelste der Haustiere, spielte und spielt noch heute eine gar bedeutende Rolle im Leben des Agnethlers. Damals, zur Zeit intensiver Betätigung in den Gewerben, die Häute und Leder erzeugen oder dieses verarbeiten, so, wie der Volksmund sagte, . . . heute in den Tagen der Hochentwicklung des Gewerbes, der Industrie und — least not last — der Spekulation in Agnetheln mit Fabriks-, Lederer- und Schustermillionären, als Pferdebesitzer, Pferdehändler und Pferdezüchter.

Alles in allem: Es liegt etwas Besonderes in und auf diesem unserem lieben Agnetheln. Man braucht nicht einmal die Aussicht vom Kreuzberg zu dem Eindruck: Agnetheln hat viel Sonniges. Auf den breiten Gassen mit den netten Häusern, in den schön gepflegten langen Hausgärten, zumal aber in der Schaffens- und Erwerbsfreude seiner Bewohner mit dem frohen Blick, den freundlichen Augen, dem munteren, frischen, fröhlichen Wesen. — Einem solch sonnigen Herzen entstammen auch diese feinen „kulturhistorischen Bilder“ von Friedrich Kosler, des einstigen, muntern Diskantisten und späteren ebenso muntern und freundlichen Predigers

und Sängers. Der Sackse, der in diesen Spiegel sieht, findet in seinen Strahlen gar manch Unheimliches aus seinem eigenen sächsischen Gemeindeleben. Die verlegerische Ausstattung so einfach als zutreffend: Die hl. Agnetha im schirmenden Heiligenschein.

J. Pl.

Der Fall Georg Kaiser und seine „Europa“ im Berliner großen Schauspielhaus. Der Fall Kaiser wird durch die Zeitungen geschleift und in entrüstetem, anklagendem, mitteilbarem, verständlichem, höhnischem, gerechtem und aburteilendem Tone besprochen, ohne daß irgend jemand bestimmtes darüber sagen könnte. So viel ist sicher, daß der Dichter Georg Kaiser, den seine Anhänger „den besten Erbauer und einen der größten Schöpfer der Gegenwart“ und den manch andere bloß einen intelligenten Routinier nennen, an gemieteten Gegenständen Diebstähle und weitere Betrügereien begangen hat.

Georg Kaiser ist Theaterstückschreiber, Verfasser von Pantomimen und feinsinnigen kultivierten Lesedialogen, Dichter der aufsehenerregenden Theaterdramen „Die Bürger von Calais“ und „Von morgen bis mitternachts“. Er ist Verfasser der Tragödie „Gas“, wo die Zertrümmerung der sozialistischen Weltutopie durch die rauhen Stöße des Alltags geschildert wird. Er dichtete das Drama des Milliardärs: „Koralle“, die Befehung des Menschen zur Liebe: „Hölle, Weg, Erde“, das Enoch Arden-Schema wurde durch ihn neu belebt: „Juana“. Kurz und gut, er ist eine Dichterpersönlichkeit, deren Bild schon vor dem „Fall Kaiser“ durch der Parteien Gunst und Haß verzerrt, schwankte.

Was den in diesem Fall merkwürdig sympathischen Instinkt der Menschen hier besonders beleidigte, war, sagen wir, die innere Minderwertigkeit dieser Art von Verbrechen für einen Dichter. Die nächste Frage wäre naturgemäß dann: ja gibt es denn überhaupt für einen Dichter standesgemäße Verbrechen? Gewiß nicht. Aber mit demselben Recht, mit dem man die Menschen in Fresser, Sexual- und Gedankenmenschen einteilt, mit demselben Recht werden derart kleinliche Diebstähle nur der niedrigsten Kategorie dieser Ordnung zugetraut. Stehlen möge ruhig der Kassier, der Bureaudienner, die Bedienerin, die Waschfrau, die Schneiderin, der Dichter besudelt nicht nur seinen Namen, sondern auch seinen ganzen Stand durch solche Geschmacklosig-

keiten. Nicht einmal eine Liebesgeschichte scheint dahinter zu stecken.

Trotz alledem hat er in diesem Fall wie sonst seine begeisterten Verteidiger gefunden. Ein solcher scheint der junge Dichter Rudolf Leonhard zu sein, dem die Vossische Zeitung allerdings unter dem Titel „Die Pflicht zum Hochstapler“ ihre Spalten geöffnet hat und dessen Ausführungen allerdings stellenweise wie die Ausbrüche eines schweren Psychopathen wirken, so daß eigentlich hier einmal erst der „Fall Leonhard“ aufzuklären wäre.

Zuerst ergeht er sich in einer rührenden Schilderung, daß der arme gefangene Dichter, dem in demselben Augenblick, wo in vielen Städten das abendliche Kampenlicht vor den Stücken des Dramatikers Kaiser aufflammt, in seiner Gefängniszelle das Licht abgedreht wird — in diesem Fall so ganz hilfloses Objekt wäre und sonst redegewaltig genug, nunmehr den Schwall der Entrüstungen, Forderungen, Feststellungen der unzähligen Zeitungsreporter über sich ergehen lassen müsse. Er fährt wörtlich fort:

„Wie es auch sei und ausgehen möge: auch wenn er ‚schuldig‘ ist, neidvoll gegrüßt und gepriesen werde der Dichter, der sich dem Fluch der Frohn entringt, der sich in die Wirklichkeit seiner Dramen stellt, der längst zerrissen vom innern Erleben, nach der Vorsehung in allen Darstellungen den Mut oder das Schicksal findet ins Erlebnis zu münden. Wenn Georg Kaiser schuldig sein sollte, ist er für ein Schicksal in der bürgerlichen Ordnung lebendig geworden und sei doppelt begrüßt: als Dichter und als Schuldiger. — — —

Er hätte nichts getan, als was er als Dramatiker hundertmal getan hat; vielleicht auch hier aus dem Willen zur Form. Er hatte mit der zur Rofetterie gewordenen Außerbürgerlichkeit des Dichters bis zur Schidung in die Folgen Ernst gemacht. Er hatte sich, was die meisten Dichter vermeiden, privatim zu dem bekannt, was er öffentlich getan hat.“

Schließlich stellt der junge Dichteranwalt noch fest, daß von der Dichtung zur Hochstapelei weniger als ein Schritt, sondern nur eine Geste sei und daß der Hochstapler in der heutigen Zeit ganz einfach recht habe. Er sei der Wesenskern des guten Europäers, die Entlarbung einer Gesellschaftsordnung, der die Aufgabe habe, Europa und seine heutige Gesellschaft ad absurdum zu führen. Der Verbrecher, zitiert er, sei des Staates eigenstes

Verbrechen. Dieser Schlag müsse die Gesellschaft schwerer treffen, als die Verhaftung den Dichter treffen konnte. Er endet:

„Was an den Beschuldigungen wahr sei und wie der Fall Kaiser sich erledigen möge: Kaisers Europa — in jedem Sinne — ist in jedem Sinne besser und schöner und wahrer als Euer Europa“ — —

Für einen Außenstehenden ist es in jedem Fall schwer zu wägen und zu werten, darum mögen mir die letzten Worte Anlaß sein, zu Kaisers „Europa“ überzugehen.

Auch da zunächst eine Menge Fragen: kann und darf ich nach einem einzigen Werk den Dichter beurteilen? Vielleicht, aber ich müßte wissen, wie dies Werk von ihm selber beurteilt wird. Dann, hat er dies für die Dimensionen und sonstigen Wirkungen des großen Schauspielhauses, also für die Zirkusarena geschrieben? Nein! Also wurde es durch diese Aufführung entstellt, die Charaktersumme verzerrt?

Zunächst möchte ich dem Dichter selber das Wort geben, der über dies sein Werk folgendes — Gedicht schreibt, das allerdings die Unverständlichkeit des ganzen denkbarst zu fördern sucht. Denn in Wahrheit ist es ein nett und anmutig vorüberhuschendes Spiel und nicht ein schwer zu fassendes Mysterienspiel:

„Europa.

Spiel und Tanz. Unbeschwert. Eines Mittags. Stille und Licht — zwischen morgens und mitternachts.

Der gottstarre Zeus vermenschlicht sich und abenteuernd in gelinderem Gesilde — das ist bei den Töchtern der Erde. Wie Legende bezaubert — verführt. Dramengesetz überredet — hinter der Tragödie pirscht sich der Satyr.

So geschieht panisches Aufatmen — Verdachung von Laubwerk (Waldbaubenlachen darin) macht Domsfuppel verschweben — vergessen. Mittags wogt. Stille singt. Licht blinkt. — —

Der einzige Vorwurf von Dichtung: der ist die Erneuerung des Menschen — wird in der Umkehrung betont. Das Lustspiel verweist auf die Ernsthaftigkeit des Problems. Seine Tragfähigkeit erprobt sich am Widerspiel. Es ist altes Dramengesetz.

Die Tragödie bestimmt Aufstieg des Menschen in Bezirke des Vollkommern — das Lustspiel belächelt sein Verharren auf bequemer Ebene. Lärm kleinen Tages brodelte — Geschehnis im Ausmaß einer Fingerspanne

donnert Katastrophe. Eines Auges halbes Blinzeln umfaßt die rieselnde Bewegtheit — und stellt Anlaß als geringfügig fest. Einblick ins unwesentliche ist getan — und Ausblick weitete sich gleich aufs dringende. —

Entspannung geschah zwischen morgens und mitternachts. Kleiner Müßiggang im Mittag der Werkstille. Eine Wolke treibt ins Blau ausgespannter Höhe — klingt nicht der Flug? — schwimmt nicht weißes Schiff durch ungestülpten See? — fehrete sich nicht alle Erscheinung um: oben der Flutspiegel und unter ihm der göttliche Nachen, der Zeus führt?

Verwandlung ist vollkommen. Der panische Zauber herrscht. Druck von Luft wird leicht — Gelächter klirrt unversehens — Satyr hänselt den Schläfer — bis der am Nachmittag aufspringt und mit unerbittlicher Wiederholung den langen Ausruß anstimmt, der sich zu neuer Stärke unterbrach.

Georg Kaiser.“

Dies wird von dem Premierenpublikum gelesen, teilweise in Gruppen, wird glossiert, belacht, belächelt. Dann wird es dunkel und in der Mitte in dem beleuchteten Lichtkegel erscheint der Regisseur Karlheinz Martin, der sich in einer Ansprache begeistert für den Dichter und Menschen Kaiser einsetzt. Das war ja ein gewissermaßen rührendes Beginnen, auf jeden Fall aber eine grobe Geschmacklosigkeit, denn so konnte der Beifall der Wohlgefinnten als Demonstration gedeutet werden. Hätten also demnach die Fischer gegen den Untersuchungsgefangenen Kaiser gewütet?

Und nun endlich zur Sache: Prinzessin Europa lebt in einem paradiesischen Märchenlande, das seit Menschengedenken keine Kriege kennt, die Waffen modern in der Halle. Niemand ist da sie zu üben, niemand ist zu bekämpfen. Gepflegt wird Tanz und Saitenspiel. Höchster Ehrgeiz der Männer, den leicht über die Wiesen hüpfenden Mädchen zu gleichen. Sie tragen weiche wallende Gewänder, die Haare fallen ihnen lang und gelockt über die Schultern. Höchster Ruhm der Männer: der Vorrang im Tanzen. Der Liebling des Hofes Cumelos tanzt sich unter verzeifelsten Ausrußen des geliebten Namens Europa zu Tode. Zeus erscheint in diesem Lande, paßt sich an und übertrumpft alle Tänzer an Leichtigkeit, um Europa als Kampfpfeis zu gewinnen. Doch diese lacht ihn aus. Darauf erscheint der enttäuschte und gekränkte Gott ihr als wilder Stier, wie sie auf der

Wie sie mit ihren Gespielinnen tanzt. Doch Prinzessin Europa findet an der Urkraft des Stiers bedeutend mehr Gefallen und läßt sich willig entführen. Als schließlich rauhe Kriegerhorden ihres Bruders Radmos in das Land bringen, um sich Weiber zu holen, überläßt sich Europa ohne weiteres ihrem ungestümen Willen.

Die Moral des Stückes wird von Europas Vater Agenor in den Worten zusammengefaßt: „Echtes Leben ist starkes Leben und das Stärkste ist das Beste.“ Ein prächtiger Ausspruch...

Also ein Tanzspiel mit der seltsamen Tendenz gegen das Tanzen. Es könnte damals entstanden sein, wie der Kriegstrompeter schmetterndes Gedröhn den vom Tangowahn verfemten Köpfen wieder die Erinnerung an eine schöne echte starke Männlichkeit ins Gedächtnis rief.

In dem Riesenhaus mußte von vornherein auf alle Künste leiser Ironie verzichtet werden und zum Ersatz wurde der Geist der Parodie heraufbeschworen. Der genius loci im großen Schauspielhaus heißt Vergrößerung seiner Wirkungen. So werden aus den Alstheten an König Agenors Hofe Eunuchen, gepuzte salbenduftende Höflinge gemacht, die schamlos voll zu ertragen sind. Da werden aus den Männern und Kriegern des Schluffattes rohe tierfellgekleidete Bestien.

Dies gab der Kritik wieder einen willkommenen Anlaß, gegen die derartige Verwendung des großen Schauspielhauses loszuziehen. Und wenn auch der gute Wille der Leitung anerkannt werden muß, nämlich großen Massen gute Kunst vorzusetzen, so muß doch andererseits gesagt werden, daß die gute Kunst nicht nur in dem guten Textbuch der aufgeführten Stücke besteht. Von der Mitte des Raumes ab wird wenig, oder nichts verstanden, die vom Dichter beabsichtigten Wirkungen werden in neue unbeabsichtigte, nur große Schauspielhauswirkungen umgewandelt. Die ganze Darstellung kann kaum gerecht und wirklich eindrucksvoll vor sich gehen. Es gibt ganz wenige Stücke, denen die hiesigen Aufführungen voll und ganz gerecht werden. Darum sieht man in den Auslagen, neben den stolzen Büchern über Reinhardt und seine Bühnen auch Schmähschriften gegen ihn so wie „Reinhardt und sein Kulturattentat, das große Schauspielhaus“.

Georg Kaiser soll so vielseitig sein, daß

man ihn fast ein lebendiges Kompendium von Stilen nennen könnte: ein behaglicher Erzähler. Ein mystisch — aufgeregt — düstiger — lyrisch, dramatischer Zwitter, ein graziöser Wortbildner von edler Ausserlesenheit. Original, wenn er in Synkopen schreibt, wenn er zärtlich ein Problem auf die Spitze einer Nadel setzt und dann damit spielt. Mit rasender Dynamik jage er das Wort durch die Eisregionen objektiver Geistigkeit. Großartig soll er sein, wenn er trotz aller mit Kraft und Spannung geladenen wirbeligen Ereignisse der logischen Schienung durch höchste Asketik des Wortes Ausdruck verleiht, oder wenn er in knapper Wortfügung die Heze, das Tschuwabohu des Lebens nachbildet. Wenig Herzenswärme, aber das große Pathos habe er, das schwindlig macht.

Da fragte ich: Und seine Individualität, ist sie auch die Einheit, die der Vielheit erst Leben und Wesen verleiht? Sollen wir ihn einmal voll Stolz einen Zeitgenossen nennen?

Der Gefragte schwieg; dann: „Ich weiß es nicht!“

Ich auch nicht, doch glaub ich kaum.

Selene Burmaz

Gottfried Benn: „Gehirne“. Novellen. (Kurt Wolff-Verlag 1917.) Ob Novelle oder Gedicht, ein Problem wird immer wieder Thema seiner Schöpfung: Die magische Erfülltheit im Leben selbst, das Geheimnis des „süßlichen Wortes“.

Es klingt in Benns Poesie und Prosa immer von fernher. Immer hört man die Aussprache eines dunkeln Gefühls, das in uns selbst mitschwankt und nun plötzlich sich darbietet, aber ohne in greller Beleuchtung seine wirre Wahrhaftigkeit zu verlieren.

Und das läßt Benn groß werden! Eine Kritik seines Stils, seiner Gestaltungskraft, des Aufbaues seiner Novellen zerbräche das Wesen dieses Dichters, denn er ist neu, seine Sätze und Worte wären belanglos, wenn sie nicht das Gefäß seiner Empfindung trügen. Und daß sie es wirklich umfassen und sogar nebensächlich werden vor der Fülle ihres Gehaltes, mag die stärkste Anerkennung sein. Benn schreibt hinter dem Wort und doch ist das widerstrahlende Wort das einzige Problem seiner Dichtung.

Sehnsucht ist in ihm nach Beendigung einer Not, die nicht weiß, woher die Rettung naht. Dunkel nur, aber doch gewiß treibt

ste einem Rund zu, einem ganz Getränkten. Manchmal wird die Andeutung des Himmels, die metaphysische Gestalt der Formen und der Natur zur Erlösung. Immer ist die Gebundenheit, der unaussprechliche Sinn der Dinge und des Geschehens die Erfüllung, immer die gefühlsmäßige Logik des Unlogischen, das Bild der Stimmung.

Könne, der Held der Novellen „Gehirne“ arbeitet an der „Schaffung der neuen Syn-tag“, denn die „Anrede war mythisch geworden“. Er sucht die Auseinandersetzung mit sich selbst, nicht im Sinne einer Erfassung des Lebenszweckes oder der Berufsbestimmung, sondern erstrebt traumhaft die Überwindung des Nebeneinander von Wirklichkeit und Innenwelt zu einer Verwachsenheit, die gefühlsmäßig empfunden, auch zu sagen ist.

Wie aber könnte das geschehen, ohne die Erhöhung des nackt bezeichnenden Wortes zum Spiegel eines unaufhörlichen, aus der angeklungenen Stimmung fließenden Gefühlsstromes, dessen Assoziationen bis in den Urgrund des Lebens tauchen und das äußere Dasein überschweben.

Durchtränkung des Lebens, die Vorgänge der Außenwelt von der Fläche einer bewegten Eigenfülle widerstrahlt, nur gefühlsmäßig verständlich, aber weiter als alle Vernunft, eine Heimat ohne Grenzen, das Aufblühen einer unendlichen Wiese aus einem Worte, das ist Gottfried Benn, der lyrische Dichter.

H. Z.

Else Lasker-Schüler: „Die gesamten Gedichte“. (Kurt Wolff-Verlag, München 1920.) Die liebsten ihrer Gedichte finden wir in dieser Sammlung, die schönsten Blüten aus den vielen Bänden.

Und wieder fühlen wir die tiefe Sehnsucht der großen Jüdin nach den Gärten des Orients.

Else Lasker-Schüler ist Flötenspieler aus den Händen Amors. Die bedeutendste Dichterin in deutscher Sprache.

Kein Mann hätte diese Gedichte schreiben können. Ihrer Weiblichkeit entfielen sie, wie reife Früchte. Und nicht genug, tiefer noch als dieses überwältigt uns die Abergzeugung: hier leidet ein Mensch, hier lacht, hier liebt ein Mensch. Manchmal wehmütig in der müden Ewigkeit der alten Kasse, plötzlich im Geklitze tanzender Bunttheit und dann im restlos brennenden Vergehen in Liebe und Trauer. Und weit ihr Herz. Aberreich, als schenkte es jedem Menschen persönlich sein Liebste und mehr, denn es muß immer anbeten.

Gütig und weiblich, hingebend, bestrahlt vom Feuerspiel einer östlichen Welt — wie könnte man ihre Gedichte gliedern und wägen, ihre hebräischen Balladen, ihre Caschalieder, ihre Religiosität?

Ein Gedicht allein könnte sie erfassen — vielleicht —.

Aber es würde schlecht, an dieser Frau gemessen.

H. Z.

Kritik der Kritik. Bezugnehmend auf den Artikel von K. in Heft 8, Jahrg. III, S. 252f unserer Zeitschrift erklärt Herr Hauptschriftleiter Oskar Krämer, daß die Schriftleitung der „Deutschen Tagespost“ keine Versicherung gegeben habe, wonach die Besprechung Herrn A. Roths von Esakis „Vorbereitung“ in der Tagespost der gesamten Schriftleitung höchst peinlich gewesen sei.

Theater, Musik und Vortragswesen

Karl Bernhard: Das Schneekind, ein Lustspiel. Uraufführung: Stadttheater Hermannstadt.

Zwischen den Hsonzochsachten! In dumpfger Deckung ein Atemholen — innerlich — inmitten der Höchstpunkte unerhörter Nervenanspannungen! . . .

Es entsteht ein Lustspiel — — in altdeutschem Kostüm mit fließendem, weichem, losendem Wohlklang der Verse, mit der Grazie und dem silbernen Lachen renaissancehafter Lebensleichtigkeit, mit den Problemen eines Bezirkes weit, weit ab von den Schlacht-

feldern, mit dem innerlichen modernen Schreien nach sinnvollem Leben, sinnhaftem Erleben.

Welche Kontraste zwischen leiblicher Wirklichkeit und dichterischem Schauen! Und doch wie verständlich, nachempfindbar für den, der Gleiches durchgemacht, der jenen seltsamen Zustand stärkster Konzentrationsfähigkeit aller seelischen Kräfte auch erlebt hat, gerichtet auf die Schaffens- und Lebensmöglichkeiten einer fernen Friedenszeit, die eben mit ihrer Phantastiekraft stärkeres Leben hat als die Realität des Krieges. — —

Eine kritische Analyse des Werkes

erfolgt wohl besser, wenn es als Buch in Erscheinung getreten ist. Von der Bühne herunter beherrscht uns allein die Frage der Fragen: Ist es bühnenfähig? Unsere Kleinstadtbühne mit der Tragikomik unvollkommenen Inszenierungsmaterials und unzulänglicher Vorbereitung läßt allerdings die Antwort teilweise offen. Doch wenn das innere Auge und Ohr sich das Stück auf Grundlage des Gehörten und Gesehenen noch einmal

aufbaut mit der Bühne eines Kammerstücks als Umräumung, mit den Streichungen (teilweise radikal) eines feinfühligem Dramaturgen und Regisseurs, mit der sorgfältigen Durchföhlung einer Reinhard-Inszenierung — dann allerdings eröffnet sich eine heitere Perspektive, man ahnt einen vollen Erfolg selbst in literarischen Kreisen heutiger Großstädte, die — vorläufig wenigstens — schärfer gewürzte Kost für unumgänglich halten.

Zeitungen und Zeitschriften

Schwäbischer Hausfreund 1921, begründet von A. Müller-Guttenbrunn. Verlag des deutsch-schwäbischen Kulturverbandes, Temeschwar.

Ein recht umfangreicher Kalender, mit ganz besonderer Sorgfalt und Liebe redigiert, so recht geeignet, ein in jedem Sinne gutes Volksbuch darzustellen. Volkstümliche Erzählungen und Gedichte meist einheimischer Verfasser wechseln in wohlgefügter Ordnung mit völkisch und landwirtschaftlich unterrichtenden Aufsätzen ab. Die Kalender spielen bei der nationalen Aufrüttelungsarbeit, die jetzt im Banat fließt, eine nicht zu unterschätzende Rolle, freuen wir uns des gesunden, völkisch-markigen Geistes, der durch den Kalender weht und so den schwäbischen Bauern durch sein arbeitsvolles Jahr begleitet. Opferwille und Einigkeit werden vom herausgebenden „Wetter Michel“ als Leitworte vorangeschickt, und unmittelbar an die Einleitung schließt sich in dicken Lettern gedruckt der Vers:

„Wer ist der allererbärmlichste Wicht?
Ein Deutscher, der sein Deutsch nicht spricht!“

Schwäbischer Volkskalender 1921, redigiert von Dr. Franz Kräuter. Verlag der Schwäbischen Verlags-Altien-Gesellschaft in Temeschwar.

Es ist der erste Jahrgang dieses Kalenders, der unter verheißungsvollen Auspizien in das geistige Leben des Banater Schwabenvolkes tritt: Sein Schlagwort ist die deutsche Schule. Das Reinerträgnis soll zur Unterstützung der katholischen deutschen Lehrerbildungsanstalt verwendet werden, das Motto lautet:

Gott fürchten, Vater und Mutter ehren,
Sich seines Volkstums entschlossen wehren,
Das soll die deutsche Schule lehren.

Ein stolzes Wort, und mit um so stärkerer freudiger Genugtuung von allen denen aufgenommen, die beobachten konnten, wie die während der Zeit des Zusammenbruchs im Reimen befindliche Bewegung binnen kurzem eine so machtvolle Entwicklung genommen hat.

Der Kalender zeigt in seiner Anordnung viel sicheren Takt für die Stoffgebiete, die der schwäbischen Volksseele in ihrem völkischen Zusammenschluß entgegenkommen; er kann vom volkspädagogischen Standpunkt aus als geradezu hervorragend bezeichnet werden.

Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1921. Verlag der „Deutschen Zeitung Bessarabiens“ Sarntino.

Es ist die erste literarische Rundgebung, die wir seit dem Zusammenschluß Groß-Rumäniens aus Bessarabien erhalten. Ein tüchtiger Bauernkalender, für uns außenstehende Volksgenossen besonders dadurch wertvoll, daß er Verzeichnisse der deutschen Dörfer in Bessarabien, nach dem Alphabet und nach den Kirchspielen geordnet, enthält. Die Namen der Verwaltungsbeamten (Oberschulzen, Schulzen, Amtschreiber, Schreiber), Pfarrer und Lehrer sind beigelegt.

Idea Europeana. Ein beachtenswertes Unternehmen, das jetzt schon am Ende des zweiten Jahrganges steht. In wöchentlich einer Nummer sucht das Blatt in kurzen Artikeln Fragen philosophischer, künstlerischer, literarischer und sozialer Natur seinen Lesern näherzubringen. Eine bunte Reihe der verschiedensten Gedanken und geistigen Bestrebungen zieht an uns vorüber, wenn wir die aufeinanderfolgenden Nummern durchblättern. Wilhelm Wundts staunenswertes Lebenswerk wird mit markanten Linien gezeichnet, ebenso aber auch die reiche Phantasie-

welt eines Welt plastisch herausgearbeitet. Dann wieder wird dem Expressionismus als einer neuen Ästhetik die Aufmerksamkeit zugewendet. Daneben sehen Artikel wie der über die rumänische Intelligenz und das Proletariat, oder der über die Bedeutung der französischen Kultur für Groß-Rumänien und viele andere. In dieser Mannigfaltigkeit zeigt sich das ehrliche Streben, alles Wertvolle, was auf geistigem Gebiet in den verschiedenen Kulturländern Europas hervorgebracht wird, für das Geistesleben Rumäniens dienstbar zu machen. Und man kann sagen, daß für dieses Streben, wenn es mit Beharrlichkeit weitergeführt wird, der Erfolg nicht ausbleiben wird. Es ist ein nicht geringes Verdienst, wenn ein Blatt es wagt, in einer Zeit, wo nur und immer wieder das nationale Prinzip betont wird, hinzuweisen auf das stete Weiterwirken der über den Nationen stehenden Menschheitskultur. In diesem Sinne muß *Ideea Europeana* geradezu eine Notwendigkeit genannt werden. Denn nur auf diese Weise können dem blind dahingewogenden nationalen Strom neue Quellen eröffnet werden, ohne die ein Fortschritt gerade der nationalen Kultur unmöglich wäre.

So verfolgen wir mit großem Interesse die Tätigkeit jener weitblickenden jungen Schar, die im Dienste des Blattes steht. Denn daß es sich um Jugend handelt, spürt der Leser in fast jeder Spalte. Überall Kraft,

Selbstvertrauen, Zuversicht. Manchmal vielleicht ein wenig zu viel Kritiklosigkeit und eine gewisse Überschätzung mancher Auswüchse der Kultur. So wird beispielsweise die zeichnerische Karikatur jedenfalls zu hoch bewertet. Und es ist mit der ersten Tendenz des Blattes schwer zu vereinen, wenn die Autoren gediegener philosophischer Abhandlungen den Lesern in — zeichnerisch allerdings guten — Zerrbildern vorgeführt werden. Doch solche Entgleisungen werden wahrscheinlich kein langes Leben haben.

Um so erfreulicher ist es, daß — wie es scheint — die Arbeit dieser Kulturpioniere auch schon öffentliche Anerkennung gefunden hat. Darauf deutet der Umstand hin, daß im November und Dezember unter dem Protektorat der „Rumänischen philosophischen Gesellschaft“ von der *Ideea Europeana* Vorlesungen über moderne Philosophen veranstaltet wurden. Neben dem Franzosen Henri Bergson, dem Amerikaner W. James, dem Italiener Giovanni Papini wurde auch die deutsche Philosophie der Gegenwart in entsprechender Weise berücksichtigt. Die Gedankenwelt Walter Rathenaus, Paul Bohens und Rudolf Euckens wurde auf diese Weise einem größeren Publikum in Bukarest vorgeführt. Ein kurzer Bericht in den Spalten des Blattes zeigt, daß die Leistungen der Vortragenden sich auf einem schönen Niveau befinden.

A. H.

Mitteilungen der Schriftleitung

Schriften von R. F. Raindl. Die Deutschen in Osteuropa (Leipzig), Die Deutschen in Galizien und der Bukowina (Frankfurt), Geschichte der Deutschen in Ungarn, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, 3 Bde (Gotha), Deutsche Siedlung im Osten (Stuttgart), Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern, ein Quellenbuch (Prag), Polen und die polnisch-ruthenische Frage (Leipzig), Die Deutschen in der Bukowina, Schriften zur Selbstbestimmung der Deutschen (Berlin), Die Deutschen in den Donauländern (Hamm), Deutsche nach dem Osten! (München), Die Tochter des Erbvogts, Roman aus Kratau deutscher Zeit (Stuttgart).

* * *

Nachdruck ist nur nach eingeholter Bewilligung der Schriftleitung gestattet. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur dann zurückgestellt, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.

* * *

Unsere Mitarbeitern teilen wir mit, daß es uns in keinem Falle möglich ist, auf unsere Kosten Sonderabdrücke von den bei uns erscheinenden Artikeln zur Verfügung zu stellen. Solche müssen auf Kosten des Verfassers im vorhinein bei der Verlagsabhandlung bestellt werden.

* * *

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Csaki, Hermannstadt. — Anschrift der Schriftleitung: Hermannstadt, Sporerstraße 3, I. Stock — Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt. — Zensuriert: durch Cenzura Sibiu.

W. Krafft :: Hermannstadt

Im Gesellschaftshaus : Dienstag, den
22. März, abends halb 8 Uhr

Richard Strauß
≡ Liederabend ≡

Kammersänger Franz Steiner
(Wien)

Am Klavier: Generalmusikdirektor

Dr. Richard Strauß (Berlin-
Wien)



Karten: I. Platz Lei 66.—, II. Platz
Lei 55.—, III. Platz Lei 44.—,
IV. Platz Lei 33.—, Seitenloge Lei 300.—,
Parterreloge Lei 250.—, Stehplatz Lei 25.—,
•••• Studentenplatz Lei 15.— ••••



Kartenvorverkauf ab 1. März 1921:
Buchhandlung W. Krafft, Gr. Ring 14

Ostlandjahrbuch

1921

Preis Lei 16.—



Tagespost: . . . Die Erzählungen sind talentvolle kleine Sachen . . . Die Auswahl der Gedichte enthält ausnahmslos Schönes . . .

Schwäbische Volkspresse: . . . Alles in Allem also ein Werkchen, daran jeder genußfähige Mensch seine Freude haben kann. ::

Künstlerkalender

1921

Preis Lei 20.—

BCU Cluj / Central University Library



Schwäbische Volkspresse: . . . Wer diesen Kalender um den billigen Preis . . . erwirbt, hat ein Jahr lang liebe Freunde im Haus: ::: sächsische Künstler . . . ::: :::

Adeverul literar și artistic: . . . Herr Krafft publiziert einen Künstlerkalender für 1921 mit wunderbaren Reproduktionen . . . , der jeden ::: ::: Infesalmanach übertrifft. ::: :::

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag W. Krafft, Hermannstadt